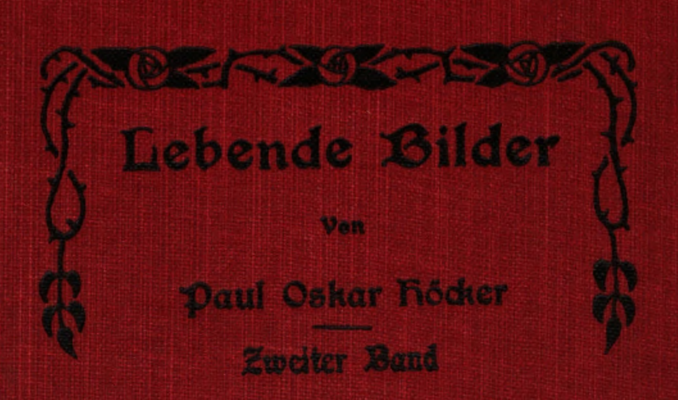


Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek



Lebende Bilder

Von

Paul Oskar Höcker

Zweiter Band



Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Villinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Eckstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Susi. — 19. Tim. — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Islandfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker
27. Jahrgang * Band 22

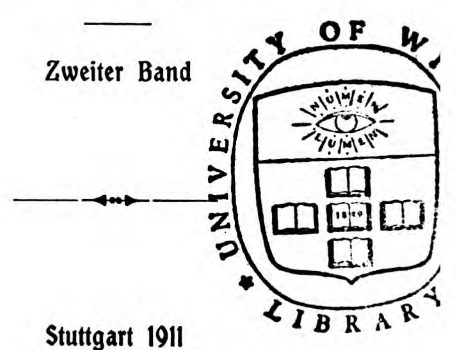
Lebende Bilder

Roman

von

Paul Oskar Höcker

Zweiter Band



Stuttgart 1911
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Purgstaller hatte zuerst gar nicht Platz nehmen wollen. Unbehaglich sah er sich in dem fürstlich eingerichteten Herrenzimmer um. Er kannte jedes Möbel in dem Raum; die Entwürfe dazu stammten von ihm. Damals hatte er noch nicht den Mut gehabt, die Ausführung selbst zu übernehmen; so war die Bestellung an eine große Münchener Firma gegangen, mit der er die Verhandlungen geführt hatte. Die ersten Zahlungen waren prompt erfolgt. Erst als es in der Hohensaathener Angelegenheit zum Prozeß gekommen war, hatte Purgstaller erfahren, daß auch die Münchener Firma den größeren Rest ihrer Forderung hatte einklagen müssen.

Nur ein Teil der Beleuchtung war eingeschaltet. Die große Bücherei, die die Hälfte des Raumes einnahm, lag ganz im Dunkeln. Die mächtige Schreibtischlampe, in deren Bronzeschirm farbige Gläser eingelassen waren, zog einen engen scharfen Lichtkreis um den Platz, auf dem sie einander gegenüber saßen: die blasse junge Freiin von Tarrach auf dem ledergepolsterten Schreibtischsessel, der verlegene Münchener auf dem gotischen Kirchenstuhl mit der kolossalen Rücklehne.

Steifer Feierlichkeit fühlte sich Purgstaller ebensowenig gewachsen wie dem vorsichtig unpersönlichen Ton, den die verzagte junge Dame festzuhalten bemüht war. Rein geschäftsmäßig gab er Auskunft, wie der ganze Streit entstanden war. Aber allmählich ging doch wieder das Temperament mit ihm durch. Er gebrauchte keine scharfen Ausdrücke gegen ihren Schwager, das hatte er sich fest vorgenommen. Bloß darin spiegelte sich für Steffi sein unbewußt absprechen-

des Urteil wider: in dem lässigen Ton, in dem er den abwesenden Hausherrn kurzweg als „der Fesca“ bezeichnete.

Von Steffi war jede Illusion abgefallen. Ganz klein und gedemütigt hockte sie hinterm Schreibtisch. Es war ihr, als träfe sie mit eine Schuld an diesen fürchterlichen Vorkommnissen. Hätte sie doch nie zu Ma, zum Onkel und zur Schwester davon gesprochen, wie sie sich sehnte, auch einmal einen Berliner Winter zu verleben, bei Hofe zu verkehren. ... Dann wäre es doch nicht zu einem so jammervollen Zusammenbruch gekommen ...

Als der Münchener bemerkte, daß sie immer mehr in sich zusammenkroch, den Kopf senkte, wie voller Scham, als er dann gar sah, daß ihre Augen schwammen, rückte er unruhig auf dem ungeheuren Sitzmöbel hin und her. Die ganze Situation war ihm höchst unbequem. Schon rein äußerlich. Er hatte sich nie vorstellen können, daß diese stilreinen Kirchenstühle im Privatleben eine Annehmlichkeit bildeten. Sie setzten eine majestätische Kardinalserscheinung voraus, und man mußte die Arme feierlich weit ausgestreckt auf die Lehnen legen. Ihm paßte das gar nicht. Je mehr ihn das Leid der Kleinen mit bezwang, je klarer er erkannte, daß auch nicht die Spur eines Einvernehmens zwischen ihr und ihrem Schwager geherrscht haben konnte, desto fataler ward ihm die Pose der erhabenen Ruhe, zu der ihn das gotische Prunkstück zwingen wollte.

„So schlimm ist das ja gar nicht, wie Sie sich's denken. Schließlich brauchen das die Leute bei Ihnen im Haus gar nicht einmal zu erfahren. Man sagt, es ist noch etwas an der Einrichtung herumzubasteln. Nicht? Hier in Berlin kümmert sich ja kaum eins ums andre. Das ist nicht so wie in einer kleinen Stadt. Ha — wenn ich Ihnen erst erzählen wollt', was mir in meiner Praxis schon alles begegnet ist. Ich sag' Ihnen, gnädiges Fräulein, man sollt's nicht für mög-

lich halten — bei Leuten, wo man's gar nicht vermutet hätt' ..."

So gut er's meinte — er war ein schlechter Tröster. Das merkte er endlich selbst.

Steffi war aufgestanden. „Ich danke Ihnen — für Ihr Hierherkommen und für Ihre Offenheit," sagte sie, nun kaum mehr ihr Schluchzen zurückdrängend. „Vielleicht ist es Schwager Otto doch noch möglich, einzugreifen, jetzt, wenn ich ihm vorstelle, wie groß, wie drohend die Gefahr ist. Und dann bleibt es ganz allein Ihr Verdienst, daß Ma — daß meine Mutter, wir alle — daß wir vor dem Allerschrecklichsten ..." Sie konnte nicht mehr. Trotzdem sich Purgstaller bemüht hatte, ihr den Vorgang wesentlich milder darzustellen, sah sie im Geist eigentümlich mittelalterlich ausgerüstete Gestalten, unheimlich phantastische Gerichtsbeamte, die in die stille, sonnige Wohnung in der Fasanenstraße eindrangen. ... Plötzlich wandte sie sich ab und weinte erschüttert in ihr Taschentuch.

„Ach gnädiges Fräulein. Es tut mir ja so furchtbar leid." Purgstaller hatte seinen erhabenen und unbequemen Kirchenthron verlassen und stand nun verloren mitten in dem scharfabgegrenzten Lichtkreis der Schreibtischlampe. Dabei sah er auf seine groben Stiefel und bemerkte voll Entsetzen, daß an ihnen noch der Spandauer Bauschutt haftete. „Ich hätt' lieber gar nicht herkommen sollen. Aber es ging bei mir ja auch so Hals über Kopf. Und aussehen tu' ich ... Ich hab' da jetzt nämlich in einer großen Arbeiterkolonie in Spandau zu schaffen. Das ist eine feine Sach' — was ganz Sicheres. Aber es geht arg über das Zeug her, weil man immer selbst auf dem Bau mit dabei sein muß."

Sie schüttelte den Kopf. Es sollte heißen, sie machte ihm doch keine Vorwürfe — und auf Äußerlichkeiten hätte sie in dieser furchtbaren Stunde doch schon gar nicht geachtet. Er verstand aber: sie wollte nichts mehr hören.

„Also — nichts für ungut, gnädiges Fräulein,“ sagte er unschlüssig und verlegen und maß dabei den Weg bis zur Diele. Eine Tür war nicht zu sehen. Er erinnerte sich aber: man mußte durch die ganz im Finstern liegende Bücherei. Schon beim Eintreten hatte er sich an irgend einem Möbel dort das Schienbein angeschlagen; es tat ihm jetzt noch weh. Ob sie wohl das Licht andrehte, damit er hinausfand? Er wartete. Sie gebrauchte das Taschentuch, schüttelte wieder den Kopf. Sollte er Guten Abend sagen? Das erschien ihm banal und nicht ganz angebracht. „Ich denk', es ist das Beste, gnädiges Fräulein,“ hob er nach einer Weile wieder an, „ich seh' einmal zu, ob ich noch heut abend jemand von Lademar & Co. erwischen kann. Nicht wahr?“

Das hatte er vorhin schon einmal gesagt. Sie nickte heftig. „Es ist — sehr lieb von Ihnen,“ hauchte sie, noch immer das Taschentuch benutzend, ohne sich umzuwenden.

Wieder eine Pause. „Ja. Am besten gleich.“

Sie nickte wieder.

„Ich kann drüben in der Konditorei am Eck einmal telephonieren. Nicht?“

Nun horchte sie auf. „Aber warum drüben?“ Sie wischte sich mit dem Tuch über die Augen. „Hier ist ja auch eine Verbindung. Ach — lieber Herr Purgstaller — man ist so wenig nett gegen Sie gewesen. Und daß Sie sich nun so viel Mühe geben ...“

Er zuckte die Achsel. „Ha — es ist mir doch ein Vergnügen. Das heißt, nein, Vergnügen — das wollt' ich nicht grad sagen.“

Sie standen links und rechts vom Schreibtischstuhl und griffen gleichzeitig nach dem Schallbecher. Dabei stieß er mit seiner Hand ziemlich heftig gegen die ihre.

„Ganz verdattert bin ich heut abend!“ entschuldigte er sich.

Nun mußte sie lächeln. Seine Art, seine Ausdrucksweise hatte etwas so drollig Rührendes. Eine

erste Regung der weiblichen Eitelkeit meldete sich bei ihr wieder. Sie schämte sich ihrer rotgeweinten Augen. „Ich bin sonst nicht so verheult,“ sagte sie, das Taschentuch in den Gürtel ihrer Bluse steckend. „Es war nur so im ersten Schreck. Wegen Ma — wegen meiner Mutter. Die hat doch gar keine Vorstellung von alledem. Aber nun will ich Sie ganz gewiß nicht stören. Soll ich weggehen?“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich ruf' bloß rasch in Lademars Privatwohnung an.“

„Setzen Sie sich doch. Sie haben so viel lästige Laufereien gehabt.“

„Amt sechs ... Wissen Sie, ich sag' dem Lademar ganz einfach, daß ich hier bin.“

„Hier?“

„Ha ja, beim Fesca. An seinem Schreibtisch. Das macht schon ein bissel Eindruck. Er hat sich ja so geärgert, daß er auf rein gar nichts mehr reagiert hat, der Fesca.“

Das Amt meldete sich. Purgstaller gab die Nummer an. Mit angehaltenem Atem warteten sie dann beide.

Endlich — eine Frauenstimme. Ja, Herr Lademar sei zu Hause. Das eigentümlich klatschende Geräusch von raschen Schritten in einem langen Korridor, darauf eine scharfe, etwas gequetschte Männerstimme.

Steffi hielt die Knöchel der zur Faust geballten rechten Hand gegen die festgeschlossenen Lippen gepreßt. Mit gesenktem Kopf durchmaß sie, während Purgstaller verhandelte, auf leisen Sohlen das Zimmer, zögernd, wenn sie vom Rand des einen Teppichs auf den des nächsten trat. Sie lauschte. Es war nicht alles zu verstehen, was der Fremde da drinnen in Berlin vorbrachte. Zuerst schimpfte er. Aber Purgstaller beruhigte ihn.

Seltsam verändert klang Purgstallers Stimme, als er jetzt mit dem Fremden sprach. Alle Verlegenheit schien von ihm abgefallen. Er hatte etwas Ruhiges, Gesetztes, Bestimmtes, sogar Überlegenes, trotz des

kordialen Grundtons. Um gut zehn Jahre älter erschien er Steffi.

„Gut so, Herr Lademar. Servus. Also abgemacht, Schluß."

Der Münchener hängte den Schallbecher an und drehte sich nach der jungen Dame um.

„Das hätten wir geschafft. Vierundzwanzig Stunden Aufschub."

Sie hatte es schon gehört. Aber so richtig aufzuatmen wagte sie erst jetzt.

„Und was für ein Glück, daß ich ihn noch gleich hier angerufen hab'. Er war eben im Begriff, fortzugehen. Das Mädchen sagte zuerst, er stecke schon im Ballfrack, und sie dürfe ihn nicht aufhalten. Sicher geht er auf das Ballfest in der Schlaraffia. Vom Architektenverein. Ursprünglich wollt' ich auch hin. Ich hab's rein verbummelt." Ein Gedanke schoß ihm durch den Sinn. „Wollten Sie denn nicht auch zum Hofball heute, gnädiges Fräulein?"

Sie stand ganz im Dunkeln. Er konnte nur ihre Umrisse erkennen und einen Schimmer von ihrem blassen Gesicht. Das wehmütige Lächeln, das über ihre Lippen huschte, sah er nicht. Zögernd antwortete sie: „Ja, ich sollte ihn mitmachen. Aber im letzten Augenblick — ich war nicht in der Stimmung, zu tanzen ... Und nun bereu' ich's nicht, daß ich hiergeblieben bin."

Er hatte sich im Verlauf der telephonischen Verhandlung auf die Ecke des Schreibtisches gesetzt. So blieb er noch ein Weilchen und ließ das eine Bein baumeln. „Mich kostet's manchmal einen ordentlichen Kampf, in Gesellschaft zu gehen. Der Golter und der Stern — die lassen mir aber keine Ruh'. Und ich weiß doch: jedesmal passiert mir ein Unglück."

„Ein Unglück?"

„Ha, ja. Ich sag' was Schlimmes — oder ich tret' wem auf die Schlepp' — oder ich erkenn' die Leut' nimmer, denen ich den Tag zuvor vorgestellt worden

bin. Statt mir Freunde zu machen, wie der Golter, da verfeind' ich mich. Denn das Allerärgste ist: man darf doch nie die Sachen beim rechten Namen nennen. Und ich muß es. Ich kann mir nicht helfen, ich muß es. Sonst platz' ich." Er lachte kurz auf. „Ha, Sie wissen's ja selber, gnädiges Fräulein. Nicht? Neulich, bei Sterns. Hinterher hab' ich mich ja arg gefuchtet. Sie hätten bloß sehen sollen, wie ich in der Bellevueallee hin und her gestapft bin. Ganz wütig. Ohrfeigen hätt' ich mich können."

„Weil Sie — mir — die Wahrheit gesagt hatten?" fragte Steffi zögernd.

„Ja. Denn Wahrheit heißt ja doch immer Grobheit."

Sie atmete tief auf. „Es kann auch Befreiung sein. Wenn man immer im Dunkel tappte — und nun mit einem Male tut sich die Tür ins Freie auf — und das klare, unerbittliche Sonnenlicht leuchtet in alle Verstecke."

„Die Berliner machen sich aus dem Sonnenlicht nicht allzuviel. Wenigstens die, mit denen ich zu schaffen hab'. Die ziehen das elektrische vor. Das können sie nach Bedarf verteilen. Es vertuscht und es schmeichelt. Je nachdem, wie sie's für ihre Lebenden Bilder gerade brauchen."

„Für ihre Lebenden Bilder?" Sie fragte, ob er von dem Plan spräche, über den bei Sterns verhandelt worden war.

„Nein. Überhaupt. Im allgemeinen. Ich find', sie stellen immer Lebende Bilder, die Leut' hier. Keiner will scheinen, was er ist, sondern immer noch ein bissel mehr. Und dazu müssen eben all die raffinierten Beleuchtungseffektchen herhalten, die Draperien, der himmelblaue Hintergrund, die Begleitmusik und so allerlei Trara. Steht das Bild, dann heißt's: geschwind den Vorhang auf! Das Publikum ist geblendet, entzückt, klatscht Beifall — und wenn der Vorhang wieder unten ist, dann verschwindet das Lebende Bild schleunigst hinter den Kulissen."

„Das ist ein pessimistisches Urteil, Herr Purgstaller. Da müssen Sie ja die Gesellschaft geradezu hassen?“

„Hassen? A bewahr'. Ulkig find' ich sie. Und wenn ich sie so aus der Fern' betrachten kann, dann ist mir's allemal ein wahres Gaudium. Bloß: ich sitz' dabei lieber auf dem ‚Juchhe‘ als im Parkett.“

„Wie drollig Sie das sagen. Der ‚Juchhe‘ — das ist die Galerie? Ist's nicht die Bank der Spötter?“

„Spötter gibt's überall. Auch im Parkett. Aber im Parkett tragen sie blanke Lackstiefel. Und ich“ — er lachte — „ich hab' immer ein bissel Bauschutt an den Stiefelsohlen, oder Lehm von den Wegen über Land, ich kann's anstellen, wie ich will.“

Unwillkürlich senkte sich ihr Blick. Ja, wahrhaftig, so recht salonfähig sah seine Beschuhung auch jetzt nicht aus. Er war überhaupt mit etwas genialischer Saloppheit gekleidet. Seine schwarze, große, im weichen Knoten geschlungene Flatterkrawatte und das halbkurz verschnittene Haar wiesen sofort auf den Künstler hin. Sie mochte eigentlich derlei Abweichungen von der Norm nicht. Ihr Auge war — schon durch den Verkehr auf den Rittergütern — an den preußisch-militärischen Zuschnitt gewöhnt. Aber seine ganze Erscheinung und seine Art paßten gut zu einander, das mußte sie zugeben. Und — so richtig bemerkte sie das jetzt erst — er war eigentlich sehr hübsch. Bei der ersten Begegnung hatte sie seine große, scharf hervorspringende Nase gestört. Aber die erschien ihr nun gerade charakteristisch. Seine blaugrauen Augen hatten manchmal etwas Verträumtes, konnten indes auch schalkhaft und lustig rasche Blitze versenden ...

Aus ihrer Versonnenheit schreckte Steffi plötzlich wieder auf. Purgstallers Stiefel machten auf dem Parkett eine schürfende Bewegung. Er wollte sich verabschieden.

Es fiel ihr jetzt erst auf, wie finster es in den unbehaglich großen Räumen war. Rasch drehte sie die

Lichter auf. Sie hatte sich nun wieder völlig in der Hand.

„Ich werde viel nachdenken, Herr Purgstaller, über all das, was Sie mir gesagt haben. Nehmen Sie meinen Dank mit. Für alles. Und vor allem — für die Wahrheit."

Er hielt ihre Rechte, die sie ihm in der Bücherei an der Tür zur Diele reichte, eine Weile fest. Gutmütig lächelnd sah er sie an. „Das passiert einem selten genug, daß man dafür ein Dankschön kriegt. Das wickel' ich mir jetzt in Rosapapier, steck's in die Brusttasch' und trag's heim. Und wenn mir ein andermal ein Hagelwetter mit Donnerschlag über den Kopf kommt — dann zieh' ich's wieder 'raus aus dem Sack und freu' mich drüber. Gut' Nacht, Fräulein."

Nun war er gegangen. Er hatte seinen Wettermantel schon um, noch bevor das Mädchen auf das Klingelzeichen hin sich in der Diele einfand.

Die drollige Mischung seines biderben Wahrhaftigkeitsfanatismus mit der seltsam rührenden Herzlichkeit hatte auf ihre verzweifelte Stimmung lindernd eingewirkt. Sie fühlte sich nicht mehr in den Staub getreten wie zuvor. Das Bewußtsein, tapfer einer Lüge ein Ende zu machen, hob sie vor sich selber.

In Mariannes Boudoir verbrachte sie den Abend mit wechselnder Lektüre. Die Jungfer, die wie immer die Hausfrau zur Hilfe beim Entkleiden erwartete, brachte ihr den Tee. Es ward elf Uhr Mitternacht. Tiefe Stille herrschte. Nichts rührte sich mehr im ganzen Haus. Nur auf der Straße sauste ab und zu ein Auto vorbei. Das machte jedesmal die beiden Hoffenster erzittern. Steffi hob den Kopf und lauschte.

Furcht vor der Aussprache mit dem Schwager, mit der Schwester hatte sie doch.

Aber die Sache spielte sich hernach ganz anders ab, als sie sich's vorgestellt hatte, ganz anders . . .

— — — — — — — — — — — —

Unten war der Wagen vorgefahren. Man hörte das Zuklappen der Tür vom Lift. Anna eilte den Korridor entlang nach dem Entree, um ihrer Herrin behilflich zu sein. Lebhaftes Sprechen — die scharfe, näselnde Stimme des Hausherrn.

Mit einem seltsamen Zittern in den Knieen erhob sich Steffi und ging nach vorn. Ihr Schwager hatte in seinem Arbeitszimmer Licht gemacht. „Purgstaller war da?“ fragte er kopfschüttelnd. „Das Mädchen sagt, du hast ihn angenommen?“

Marianne hatte die Jungfer mit den Überkleidern fortgeschickt. In ihrem Ballstaat trat sie dicht hinter ihrem Mann ins Zimmer.

„Steffi! Nein, sage, ist das wahr? Purgstaller? Was wollte er?“

In ihrer ersten Verwirrung traf Steffi wohl nicht die rechten Worte. Sie fühlte selbst, daß ihre Darstellung nicht das volle Bild von alledem gab, was sie durchgemacht hatte. Das moralische Übergewicht fand sie jedenfalls nicht. Es schien eher, als wäre sie die Angeklagte und müßte sich vor ihrem Schwager verantworten — sich verteidigen.

Immer wieder unterbrach das kurze Auflachen Ottos ihre Ausführungen. „Nein, ist es die Möglichkeit — ist es die Möglichkeit! . . . Aber Kindchen, was pfuschst du mir da in meine Angelegenheiten!“

Marianne nahm sich ihrer an, pätschelte beschwichtigend ihre eiskalt gewordenen Hände. „Ums Himmels willen, weine nur nicht, du hast es ja gut gemeint.“

„Und — und Purgstaller — doch auch! Ich war doch in so einer fürchterlichen Verfassung!“

Fesca hatte seine Weste zurechtgezogen. Flotten Schrittes durchmaß er das Zimmer. Überlegen lachend, aber jovial, sprach er der unglücklichen Schwägerin zu. „Nein, nein, kleine Steffi, es ist ja bloß so drollig, siehst du. Rauhbeinig will ich nicht sein. Natürlich, es frappierte mich. Dieser drollige Knabe Purgstaller. Nein, seht einmal an.“

Und während Steffi abermals berichtete, jetzt vielleicht noch ungewandter als zuvor, durchmaß Fesca den Raum mit immer rascheren Schritten.

„Überwältigend komisch. Lademar ist ja klassisch. Einfach klassisch. Aber der Knabe Purgstaller, der ist effektiv ein Juwel!“

„Ach Otto, ich war doch so in Angst. Und er auch. Wirklich. Es war gewiß keine böse Absicht dabei!“

„Nein, nein, nein. Das nehme ich gar nicht an. Aber die Vorstellung, daß der Lademar den — den — den Gerichtsvollzieher schicken wollte!“ Er lachte hell auf. „Überwältigend komisch.“

„Aber mit dem Gerichtsbeschluß,“ wandte Marianne auffallend ruhig und nüchtern ein, ohne sich von der heiteren Laune ihres Mannes anstecken zu lassen, „hatte es seine Richtigkeit?“

„Gewiß. Natürlich sollte zuerst das Gericht sprechen. Jetzt wird die Sache selbstredend glatt bezahlt. Ich telephoniere morgen früh an Lademar, daß die Sache sofort geregelt wird. Daß ich die Angelegenheit ruhig hab' einklagen lassen, das hatte doch seinen guten Grund. Der Justizrat wollte es. Tja. Es war eine prinzipielle Frage. Ich fühlte mich übervorteilt — nicht etwa von Purgstaller, nein, nein, der ist eine ganz ehrliche Haut — aber ihr müßt doch bedenken, wie sie von allen Seiten versuchen, unsereinem das Fell über die Ohren zu ziehen ... Da sagte der Justizrat eben: Gericht entscheiden lassen. Punktum. Na, und so ist die ganze Chose entstanden.“

Sein leichter Ton, seine überlegene Art wickelten Steffi völlig ein. Und so kam's, daß sie schließlich all ihre Besorgnisse als einen lächerlichen Irrtum erkannte und einsehen mußte: sie hatte sich selbst für nichts und wieder nichts um das größte Fest dieses Winters gebracht.

Beschämt, im Gefühl, daß der Schwager ihr zu verzeihen hatte, empfahl sie sich. Otto zog sie mit ihrer Angst auf, war aber galant wie immer, als er

ihr Gute Nacht sagte. Unsicher den Blick senkend, verließ sie das Zimmer.

Während sie sich entkleidete, ging ihr die eine Frage durch den Kopf: wie sollte sie das alles Ma erklären?

Sie erwartete, daß Marianne sie hier noch einmal aufsuchen würde. Sie mußten sich doch über so vieles aussprechen.

Aber Viertelstunde um Viertelstunde verging — die Schwester kam nicht.

Übermüdet fiel sie endlich in einen tiefen Schlaf.

— — — — — — — — — — — — —

Es ging schon auf zwei Uhr, als Marianne ihr Schlafzimmer betrat. Sie hatte den gefütterten Kimono übergeworfen, fror aber trotzdem. Ihr Gesicht war bleich. Eine tiefe Erschöpfung war über sie gekommen.

Sie hatte noch lange mit ihrem Mann gesprochen. Seine schauspielerische Sicherheit konnte sie nicht täuschen wie Steffi. Sie sah jetzt klar — grausam klar. Die geschickten Manöver ihres Gatten konnten die Gefahr, die über ihrem Hause schwebte, noch eine Weile aufhalten; aber der jähe Zusammenbruch der Talmiherrlichkeit stand unabwendbar vor ihren Augen. Er selbst freilich nahm den Fall auch heute noch nicht tragisch. Er stand sich ja wieder ausgezeichnet mit dem Generalkonsul — und das war von großer Bedeutung für die Regelung seiner Finanzen.

Marianne öffnete behutsam einen Türspalt und warf einen Blick ins anstoßende Zimmer. Steffi schlief.

Ein paar Sekunden lang drängte es Marianne, die Schwester zu wecken.

Sollte sie das halbflügge Ding in alles einweihen? Sollte sie der Schwester die Augen öffnen, sie über die neue plumpe Komödie, die Otto ihr vorgespielt hatte, aufklären, ihr verraten, daß dieses ganze Dasein auf Lug und Trug aufgebaut war, daß ihr Mann in ihren Augen nicht mehr tiefer sinken konnte, daß sie ihn haßte, ihn verachtete ...

In dem Lichtstrahl, der Steffis Lager traf, rührte sich die schlanke, jugendliche Gestalt. Leise schloß Marianne die Tür wieder.

Eine tiefe Trauer zog durch ihr Herz. Sie hatte Mitleid mit der Kleinen. Inniges Mitleid.

Und dann dachte sie an ihre Mutter.

Die Hände an die Schläfen pressend, stand sie lange an der Tür.

War es nicht ein Verbrechen gewesen, die beiden aus ihrem ländlichen Idyll herauszuholen, sie mitten in die Aufregungen ihrer unsicheren Weltstadtexistenz zu zerren? Und da es nun einmal geschehen — hatte sie das Recht, die arme Kleine in dem holden Wahn zu erhalten, daß hier das Glück wohnte, dessen sie teilhaftig werden sollte?

Wie erbärmlich die Rolle war, die sie spielen mußte, das war ihr so völlig erst jetzt aufgegangen, wo ihr Herz zu sprechen begann. Umschwärmt, umflirtet war sie viel gewesen; es hatte ihre Koketterie gereizt, vielleicht auch ihre Sinne aufgepeitscht; aber die Liebe war ihr fremd geblieben. Nun fühlte sie die Wogen über sich zusammenschlagen. „Das Beste in Ihnen ist das warme, sehnsüchtige, glückhungrige Frauenherz!“ hatte Gunnar Odd gesagt.

Bewußt und unbewußt hatte sie bisher die kleinen gesellschaftlichen Komödien und wirtschaftlichen Intrigen mit durchführen helfen, durch die ihr Mann seine Stellung zu halten suchte. Der heutige Abend bildete für sie den Markstein. Weiter durfte sie keinen Schritt mehr auf dem Wege gehen, den sich Fesca durch die Wirrnisse seiner Geschäfte erschlich. Es ekelte ihr vor der Schauspielerei. Sie wollte die Lüge von sich schleudern. Und die Stunde zur Befreiung war jetzt da.

Noch tief in der Nacht saß sie an ihrem Toilettentisch und schrieb und schrieb. Ihrer Mutter konnte sie sich nicht anvertrauen. Noch weniger ihrer Schwester. So blieb nur Onkel Bernhard — der Gerade, Knorrige, Aufrechte — dessen forschendem Blick sie bei allen Be-

gegnungen in den letzten Jahren immer geflissentlich ausgewichen war.

„... Ich klage mich selbst bei Dir an, Onkel Bernhard. Ich ganz allein bin schuld an der Entfremdung. Du warst mir immer väterlich gesinnt — und ich verschloß mich Dir, trotzdem mich's oftmals innerlich zu Dir trieb. Du warst ja der einzige Mensch auf Gottes weitem Erdboden, der mir noch hätte heraushelfen können aus diesem Leben. Bei dem Weihnachtsfest damals, wo Du mich in die blaue Eckstube nahmst, mich nach Otto fragtest, nach seinen Geschäften, weil Dir doch so allerhand zu Ohren gekommen war, was Du Ma nicht wissen lassen wolltest, da war es nahe daran, daß ich Dir eine große Beichte ablegte. Ich tat's nicht, weil ich mich schämte. Du hast mir's damals als Mangel an Liebe, an Anhänglichkeit ausgelegt — und hernach mein langes Schweigen als Mangel an Respekt. Dein letzter Brief, der bitterernste, in dem Du von mir Gehorsam forderst, Respekt vor Deinem weißen Haar, harrt noch der Antwort. Noch vor vierzehn Tagen erschien mir die Vorstellung, daß ich Dich in all das einweihte, was mich so weit von Dir, von Euch allen entfernt hat, ganz ungeheuerlich. Heute pocht eine demütige Bittstellerin bei Dir an, Onkel Bernhard, und begehrt Dein Gehör.

„Ich schwieg, weil Liebe, Anhänglichkeit und Respekt mir's unmöglich machten, Dich alle vier oder sechs Wochen anzulügen.

„Ma gegenüber ward mir das leichter. Ihr wundervoller Kinderglaube, obwohl er mich im Grunde so tief beschämt, geht nach wie vor rein und unangetastet durch die Welt. Solang mein neues Leben nicht geordnet vor mir liegt, will und darf ich sie nicht in das Chaos sehen lassen. Ihr Grauen, ihr Entsetzen würde nichts helfen. Es würde nur Steffi mit aufschrecken.

„Mein Leben hier, meine Ehe war eine einzige große Lüge. Du kannst unmöglich den ganzen Weg

durch all das glänzende Elend mit mir zurückverfolgen. Das sind Pfade, die so unendlich weit von Deiner klaren Lebensbahn abweichen. Ein halbes Kind noch, arglos, neugierig, verwöhnt, verhätschelt, lief ich selbst noch lange Strecken an der Seite meines Mannes geduldig mit, ohne den Abgrund rechts und links, den Sumpf vor mir zu sehen. Über seine Untreue, seine Verlogenheit hab' ich Dir damals Andeutungen gemacht. Du hast den ganzen Ernst der Sache nicht wahrhaben wollen. ‚Frauenzimmerdinge!‘ hast Du gesagt. Als ich dann zum ersten Male die ganze furchtbare wirtschaftliche Gefahr entdeckte, da hätte ich noch entfliehen können, ohne innerlich Schaden zu nehmen. Aber er wußte mich durch seine überlegene Sicherheit zu täuschen. Und ich blieb — und machte mich mitschuldig. Heute, wo ich mir Rechenschaft ablege, unerbittlich, heute begreife ich selbst nicht mehr, wie es möglich war, daß ich mich immer wieder täuschen ließ. Ich habe nur die eine Erklärung: ich fürchtete mich selbst vor der Wahrheit. Die Lüge war so viel bequemer ...

„Wenn ich auch noch die Räume hier mitbewohne, so gehöre ich doch innerlich längst nicht mehr hinein. Otto wird mir keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn ich sie verlasse. Es geschieht, sobald es ohne Aufsehen möglich ist. Eine längst geplante Reise wird den Vorwand geben. Der muß auch Ma und Steffi täuschen. Es soll die letzte Lüge sein. Ma muß mit Steffi hierbleiben, um jeden unnötigen und vorzeitigen Lärm zu vermeiden. Ich lege ihr ein volles Geständnis erst ab, wenn sie Berlin den Rücken gekehrt hat.

„Lieber Onkel Bernhard, Du hast mir einmal — halb im Scherz, vielleicht nur, um mich junges Ding vor sorgenvollen Gedanken zu bewahren — ein Asyl angeboten, für den Fall, daß ich Witwe würde. Der Fall ist eingetreten: ich stehe wieder allein da in der Welt. Willst Du mich nun wirklich aufnehmen?

„Verzeih mir, daß ich Dir noch auf Deine alten Tage diese Schatten in Dein stilles, sonniges Haus bringe. Und innig bitte ich Dich: hilf mir, unsre gute Ma über den schweren Schlag hinwegzubringen.

„Wie sich meine fernere Zukunft gestalten wird, weiß ich nicht. Ich kann in dieser Unrast keine Pläne machen, ich kann nicht berechnen. Aber ich schleudere dieses Gewand der goldenen Lüge von mir ohne Bangen, ohne Klage, ohne Kleinmut. Die engsten Verhältnisse werden mich nicht drücken, bin ich nur endlich wieder Herrin meiner selbst... Noch einmal: laß Dir danken für alle Güte. Du stehst am Kreuzweg meines Lebens und gönnst mir eine Atempause in Deinen Armen. Ich muß eine Weile an Deinem Herzen liegen, Onkel Bernhard, und mich ausweinen. Denn Ma darf ich nicht erschrecken. Sie würde ja auch nur sagen, was alle Mütter sagen: kehr' zu Deinem Mann zurück. Du stehst aber noch um ein Lebensalter über ihr und hast den weiteren Blick, die ruhigere Überlegung. Du wirst mich nicht dahin zurückjagen, wo ich verkommen müßte. — Deine einsame Mie."

* * *

Die Eisbahn auf der Havel war von den Gemeinden noch nicht festgesteckt und freigegeben. Zweimal mußte die geplante Schlittschuhpartie daher wieder aufgehoben werden.

Inzwischen sahen sich die Mitglieder des Komitees bei den Sitzungen im Atelier von Golter.

Der Professor war Feuer und Flamme; hatte er doch versprochen, der Berliner Gesellschaft einen Kongreß von Frauenschönheit vorzuführen. Er war in seinen Versprechungen als leichtsinnig bekannt. Aber wenn nicht alle Anzeichen trogen, so konnte er diesmal sein Versprechen einlösen. Von seiten der Hofgesellschaft durfte man dank der eifrigen Werbetätigkeit der Fürstin Graez auf die regste Beteiligung rechnen. Auch die Gräfin Keltinghausen hatte zugesagt — trotz-

dem Herr und Frau Stern mit an der Spitze des Arbeitsausschusses standen. „Liebste, Sie können doch nicht päpstlicher sein als der Papst!“ meinte die Durchlaucht lachend.

Odds Zusage erwirkte der Graf Fesca. Und zu Steffis Überraschung bekam auch Purgstaller eine Einladung. Ihr Schwager hatte sie ausdrücklich gewünscht — weil Golter ihn dringend bei den Arrangements brauchte, sagte er. Und er fügte hinzu: „So begegnet man am besten all den Klatschereien. Nicht? Und er ist doch au fond ein riesig guter Kerl.“

In der zweiten Ateliersitzung stellte Golter den Antrag, nur Meister der Wiener Liechtenstein-Galerie zur Darstellung zu bringen. Die Wünsche der Damen strebten derart auseinander, daß er sonst fürchten mußte, überhaupt jeden einheitlichen Rahmen für die Lebenden Bilder zu verlieren. Mit großer Schwierigkeit, nach endlosen Debatten, setzte er die Annahme seines Vorschlags durch.

Für den Sonnabendmittag war die dritte Komiteesitzung anberaumt. Hier sollte die Verteilung der einzelnen Bilder vorgenommen werden. Den Tag zuvor — zu fast unmöglich früher Morgenstunde — erschien aber der Prinz Graez beim Professor. Er kam direkt von Potsdam. Der Kronprinz hatte mit mehreren Offizieren der Garnison und deren Damen am gestrigen Nachmittag die Haveltour auf Schlittschuhen ausgeführt, es war anzunehmen, daß er sie morgen wiederholte, denn das Eis war spiegelglatt und der laugewordene Wind, wenn er auch Tauwetter androhte, momentan äußerst günstig; man mußte den morgigen Tag also für den lang geplanten großen Eislauf freihalten.

Eine Stunde lang spielte vom Atelier aus das Telephon fast ohne Unterbrechung nach allen Seiten. Eine Anfrage in der untern Etage des Hauses brachte auch sofort überraschenden Besuch: Frau Ethel Stern kam selbst, um das neue Arrangement mit den beiden

Herren zu besprechen. Sie entschuldigte sich wegen ihres häuslichen Gewandes; es war aber eine wundervolle Matinee mit echten Spitzen, die des Prinzen ganzes Entzücken herausforderte und ihr auch vom Professor eine liebenswürdige Huldigung eintrug.

„Wir müssen die Sitzung unter allen Umständen verschieben!“ lautete die bestimmte Erklärung, die die Gräfin Keltinghausen telephonisch abgab. Der größere Teil der in Betracht kommenden Komiteemitglieder würde sich das seltene sportliche Ereignis nicht entgehen lassen wollen.

Der Professor hatte einige hundert Reproduktionen von Gemälden der Liechtenstein-Galerie kommen lassen. Der große Ateliertisch war ganz und gar damit bedeckt. Er machte seinem Besuch an der Hand einzelner Photographieen klar, wie zeitraubend allein schon die Herstellung der Prospekte für die Lebenden Bilder sei, ganz abgesehen von der schwierigen Beschaffung der stilgerechten Kostüme. Also durfte man die endgültige Auswahl und Verteilung der Nummern um keinen einzigen Tag weiter hinausschieben.

„Meiner Meinung nach bleibt nichts andres übrig, als daß wir die Zusammenkunft heute nachmittag abhalten.“

Zufällig paßte das dem Prinzen ganz gut, und auch Frau Stern war gern damit einverstanden. Aber auf eine telephonische Anfrage erklärte die Fürstin Graez ihrem Sohn, das hieße die Sache übers Knie brechen, das dürfe man nicht riskieren.

„Ich gehe selbst zu Mama und stelle ihr alles vor,“ sagte der Rittmeister.

Frau Stern entsann sich, daß in wenigen Minuten ihr Coupé unten vorfahren mußte. Sie hatte vergessen, es umzubestellen. Natürlich mußte der Prinz nun in ihrem Wagen die Fahrt ausführen, und sie war glücklich darüber.

Eine Viertelstunde später hatte die mündliche Aussprache zwischen Ihrer Durchlaucht und dem jungen

Rittmeister alles ins Lot gebracht; man teilte sich in die Arbeit, die verschiedenen Komiteemitglieder telephonisch oder durch Telegramm auf fünf Uhr nachmittags in Golters Atelier zu bitten.

Lächelnd sagte Frau Stern: „Ich wußte es. ‚Franzl‘ erreicht bei den Frauen alles, was er will.“

Golter sah die Blondine pfiffig an. Sie bemühte sich, den Rufnamen des Prinzen so wie seine Mutter auszusprechen, aber es gelang ihr noch nicht recht; ihrer Stimme fehlte die österreichische Innigkeit. „Ja,“ sagte er, „ein allerliebster Mensch, der ‚Franzl‘!“

„Very smart!“ Sie hatte in dem behaglichen Ecksofa, auf dem wohl ein Dutzend seidener Kissen in malerischem Durcheinander lag, Platz genommen, schlug die Beine übereinander und lehnte sich zurück, die Hände im Nacken verschränkend. „Wenn schon heute nachmittag die Bilderverteilung sein soll, dann habe ich eine dringende Bitte an Sie, Professor.“

„Ich soll Ihnen das schönste und dankbarste Bild geben. Geschieht selbstverständlich.“

„Selbstverständlich. Versprechen Sie das allen Damen?“

„Selbstverständlich. Das heißt, soweit es mein künstlerisches Gewissen zuläßt.“

Sie streckte eine Hand aus und spielte mit den auf dem Tisch in hohen Stapeln liegenden Photographieen. „Es kommt mir da besonders auf ein Frauenporträt von Copley an.“

„Copley. Hm. Die schlanke Blondine mit der fabelhaft hohen Frisur?“

„Stimmt.“

„Aha. Ziemlich tiefer Ausschnitt, Arme verschränkt, Unterarme bloß, rechte Hand liegt auf dem linken Arm. Nicht wahr?“

„Ja. Rechter Zeigfinger ein wenig abgespreizt. Etwa so.“ Sie hatte das Gesicht mehr nach links gewandt und sich mit dem rechten Ellbogen auf die Sofalehne aufgestützt.

„Brillant! Donnerwetter ja!“ Golter war sehr angeregt. „Tatsächlich eine auffallende Ähnlichkeit. Ganz auffallende Ähnlichkeit. Sie müssen das Bild unbedingt stellen.“

Frau Stern nickte. „‚Franzl‘ meinte das auch.“

„Meinte er? Hm. Er hat Geschmack — der ‚Franzl‘.“

Sie ließ die Photographieen durch die Finger gleiten. Golter hatte sich zu ihr auf die Sofalehne gesetzt und sah über ihre Schulter die Bilder mit an.

„Und was denken Sie sich für die Gräfin Keltinghausen aus, Professor?“

Er folgte lächelnd ihrem Weiterblättern. Als sie innehielt, sagte er: „Da — vielleicht so ein Genrebild.“

„Die ‚Köchin‘ von Chardin?“

„Hübsch — aber nicht aufregend. Wie?“

Sie schlug leicht mit dem Blatt nach ihm. „All right.“ Das Bild stellte eine Person im holländischen Häubchen dar an einem Tisch mit Krügen, Eierteller und Pfanne. „Aber wenn's ihr nicht zusagt?“

„Dann müßte ich bedauern.“

„Natürlich, Sie haben die Leitung. Aus künstlerischen und technischen Gründen.“

Golter nickte scheinheilig. „Eben. Und sie ist außerdem ein Ekel.“

Rasch sprang Frau Stern auf. „Jetzt geh' ich. Nicht, daß es hernach etwa heißt, wir hätten ein Komplott miteinander geschmiedet.“

„Ausgeschlossen. — Apropos, wissen Sie, ob die Gräfin Fesca einen besonderen Wunsch hat?“

„Baron Odd schwärmte ihr neulich von Guido Renis Heiliger Magdalena vor. Ich hörte es zufällig. Und der Anregung wird man wohl folgen. Nicht?“

Nachdenklich sah Golter eine Weile vor sich hin. Dann suchte er das betreffende Blatt eilig aus dem Stoß Bilder heraus und betrachtete es eingehend. „Hm. Das kann nicht schlecht werden. Nicht schlecht. Viel verlangt freilich: Mund und Büste, Kinn und Halspartie geradezu vollendet schön ...“

„Die Nase der Fesca ist vielleicht etwas zu groß.“

„Das Gesicht ist en face genommen. Da kann man durch die Beleuchtung über den Unterschied hinwegkommen.“

„Wie Sie denken.“ Belustigt meinte sie dann: „Seltsam, daß der Baron sie jetzt schon auf die Pose hinweist. Nicht?“

„Die der büßenden Magdalena? Sehr gut.“ Er drohte ihr mit den Augen und lachte. „Tja, er soll in Stockholm manch schöne junge Evastochter in Sack und Asche zurückgelassen haben.“

„Jetzt kommen wir ins Klatschen, Professor, und das finde ich abscheulich.“

„Ich nicht. Mir macht das immer einen Riesenspaß.“

Sie stand schon in der Tür. Indem sie ihm die Finger zum Kuß überließ, sah sie ihn überlegen lächelnd an. „Natürlich klatschen Sie über mich ebenso gern, Professor.“

„Gewiß. Wenn ich nur erst Grund hätte.“

Sie wollte darauf keck etwas erwidern, schwieg aber und klopfte ihm leicht auf den Mund.

Flugs war sie dann draußen.

Golter ging eine Zigarette rauchend durch seine Atelierräume. Diese verbotenen Liebesgeschichten amüsierten ihn außerordentlich. Er konnte annehmen, daß es der Traum der blonden Mrs. Ethel war, mit einem veritabeln Prinzen genannt zu werden. Ob mit oder ohne Grund, das war ihr vielleicht gleich. Denn sie war kalt.

Anders verhielt sich's mit der helläugigen Frau Marianne. Die war nicht so wie Mrs. Ethel als reife Frucht einfach vom Baum zu pflücken. Ein heißes Leidenschaftsdrama bereitete sich da vor. Aus vielen heimlichen Flüsterreden hatte er seine Kenntnis geschöpft. Die Gräfin Fesca lebte in unglücklicher Ehe. Sogar Wildfremde waren darüber unterrichtet, daß zwischen den Gatten nur noch ein rein äußerlicher

Verkehr bestand. Und über kurz oder lang mußte es zu Fescas Zusammenbruch kommen. Wenigstens zu seinem finanziellen Ruin. Das wußte er von Purgstaller. Fescas Stellung hatte einzig und allein Stern in der Hand. Wenn der ihn fallen ließ, war der Kammerherr nicht mehr zu retten. Und was ward dann aus Frau Marianne?

Wäre es möglich, daß sie heute schon weiter sorgte, als die böse Welt annahm, die sie nur des Leichtsinns zieh?

Er machte auf seiner nachdenklichen Wanderung vor dem Tische Halt, auf dem die Photographieen lagen, und suchte das Bild von Guido Reni wieder heraus.

... Frau Marianne, die helläugige, schöne, stolze, bisher so unnahbare Frau Marianne als büßende Magdalena ...

Es hatte ihn noch selten ein Gesicht so interessiert, wie das der Gräfin Fesca. Schon mehrmals war er versucht gewesen, ihr nahezulegen, daß sie sich von ihm malen ließ. Da er immer wieder Geld brauchte, hatte er den Plan fallen lassen müssen; denn auf Honorar war beim Kammerherrn ja nicht zu rechnen. Fesca bezahlte lediglich durch Protektion — und die brauchte Golter nun nicht mehr.

Der Vorwurf des alten Italieners gab ihm nun eine neue, starke künstlerische Anregung. Unter allen Umständen mußte er's durchsetzen, daß die Gräfin dieses Bild stellte. Das konnte eine kleine Sensation geben.

Die Nachmittagssitzung verlief ziemlich stürmisch. In den beiden großen vorderen Ateliers fanden sich pünktlich um fünf Uhr gegen dreißig Gäste ein. Zumeist waren es Damen. Die Mehrzahl der Herren des Komitees war durch Berufsgeschäfte abgehalten: der Kammerherr durch Hofdienst, der Generalkonsul durch eine Aufsichtsratssitzung. Aber als einer der ersten war der immer geschäftige Geheime Sanitätsrat Hassebrank gekommen. Und Purgstaller folgte ihm

auf dem Fuße. Golter entsann sich plötzlich, daß zwischen Purgstaller und dem Grafen Fesca eine Differenz schwebte. Im Vorübergehen sprach er Frau Stern heimlich darauf an.

„Wenn Sie meinen, es sei besser, winke ich ihm noch ab. Purgstaller nimmt mir's nicht übel."

Sie schüttelte überlegen den Kopf. „Der Streitfall ist ja aus der Welt geschafft."

„Aber das Gerede darüber noch nicht."

„Also beste Gelegenheit, zu zeigen, daß man ganz d'accord ist."

„Ich bewundere Ihre Diplomatie, Gnädigste."

„Bitte, der Diplomat ist immer mein Mann."

Golter lächelte. „Ja, richtig, ich weiß, Sie sind nur Herz. Ganz Herz. Glücklicher ‚Franzl'!"

„Oh — wie unausstehlich Sie sind!" Sie rauschte weiter, blieb aber sehr gut gelaunt.

In dem zweiten Atelier, das mit den zahlreichen echten Teppichen an den Wänden und auf dem altmodisch bequemen Diwan, mit der großen Moscheeampel und den Muschrabije- und Intarsienarbeiten mehr den Eindruck eines orientalischen Boudoirs machte, scharte sich jetzt alles um den großen runden Tisch, auf dem die Photographieen der Liechtenstein-Galerie lagen. Es war noch nicht die Hälfte der zur Sitzung Geladenen zur Stelle, aber die Anwesenden hatten die „Schlager" schon längst untereinander verteilt. Besonders gesucht waren die Einzelbilder; innerhalb größerer Gruppen fürchteten die Damen nicht genügend zur Geltung zu kommen.

Als die Gräfin Fesca mit ihrer Schwester eintraf, wogte gerade ein kleiner Kampf um das Copleysche Porträt. Golter mußte die Leitung der Debatte immer wieder niederlegen, um das Vorstellen der Neuankömmlinge zu besorgen; aber schließlich drang seine Stimme überhaupt nicht mehr durch.

Ziemlich hilflos und verloren drückte sich Purgstaller im Hintergrund herum. Sein Hierherkommen hatte

ihn einen richtigen Kampf gekostet. Er fühlte sich vor der Freiin von Tarrach tief beschämt. Nachdem sie am Abend des Hofballs in größter Erschütterung seine Darstellung von der verzweifelten Prozeßlage ihres Schwagers angehört hatte, war gleich am andern Mittag das ihm Unbegreifliche geschehen: der Graf Fesca hatte der Firma Lademar & Co. ihre Forderung bei Heller und Pfennig beglichen. Es war nun seine Pflicht, das junge Ding wegen seiner Übereilung um Verzeihung zu bitten, ihr zu erklären, daß er über dem Schreck, der ihm in die Glieder gefahren war, die rechte Besinnung verloren hatte.

Doch eine Gelegenheit, sich ihr zu nähern, bot sich ihm vorläufig nicht.

Die beiden Damen standen zwischen dem Mitteltisch und der großen Staffelei im Gespräch mit Frau Stern und der Gräfin Keltinghausen. Steffis Aussehen war zart, ihr Teint war etwas blaß, aber sie hielt sich stolz aufrecht. Es fiel Purgstaller auf, daß sie der Frau des Generalkonsuls gegenüber kühl bis ans Herz hinan blieb. Und gleich der Gräfin Keltinghausen mischte sie sich jetzt mit keiner Silbe in die Debatte über das Copleysche Bild. Sie tat, als hörte sie gar nicht hin.

Golter spielte seine Rolle vorzüglich. Im Brustton der Überzeugung sagte er der kleinen Gräfin Lengern, die sich eifrig um das Porträt bewarb, da hier im Atelier nur *eine* Dame dafür in Betracht käme — die ihm aber leider schon einen Korb gegeben habe.

Die kleine Rotblonde sah sich kampflustig um. „Nun also!" rief sie, sich höher reckend.

Der Professor wandte sich, das Blatt in der Hand haltend, den andern Damen zu. „Es ist nämlich nicht allein das Äußerliche einer zufälligen Ähnlichkeit, sondern viel mehr noch der ganze Geist der künstlerischen Auffassung Copleys — als ob er geahnt hätte ..." Und nun nahm er plötzlich die Front gegen Frau Stern. „Sehen Sie nur, meine Damen, bitte, sehen Sie — Gräfin Fesca — bitte auch um Ihr Urteil — der

Ausdruck wie eben jetzt — dieses halb abwehrende Lächeln ..."

„Aber Sie machen mich ja verlegen, Professor!" schmollte Frau Stern.

Er ruhte nicht, als bis die blonde junge Frau vor der mit einem leeren Karton bedeckten Staffelei in einem hohen Lehnstuhl Platz nahm. Alle Damen umringten die Gruppe. „Lassen Sie uns einmal vergleichen. Natürlich stört jetzt das moderne Kostüm. Noch ein klein bißchen mehr Profil, gnädige Frau ... Hervorragend, ganz hervorragend! Was sagen Sie, meine Damen?"

Die kleine Gräfin Lengern warf sowohl dem Sprecher als auch dem „Lebenden Bild", das Frau Stern stellte, wütende Blicke zu. „Bitte, bitte," sagte sie gereizt, „ich will mich ja durchaus nicht aufdrängen ... Aber ich hatte extra deswegen an Ihre Durchlaucht geschrieben ... Schließlich müßten einem doch gewisse Rechte ..."

Ihre Nachbarin zupfte sie leise am Jackett, um sie zu beschwichtigen.

Golter suchte mit seiner wortreichen Begeisterung die Einwürfe zu übertönen. Freudig bewegt rief er plötzlich, auf die Tür losstürmend, aus: „Oh — da ist Ihre Durchlaucht selbst! ... Wir haben da eine brillante Entdeckung gemacht, Durchlaucht. Bitte, treten Sie näher — hierher, mehr links — und betrachten Sie Frau Stern, so wie sie jetzt dasitzt! — Nein, nicht rühren, gnädige Frau! — An welches Porträt aus der Liechtenstein-Galerie werden Sie erinnert? Eine der Perlen der ganzen Sammlung ist's!"

Neben der Fürstin war auch ihr Sohn, der Rittmeister, ins Atelier getreten. Zu einer zeremoniellen Begrüßung kam es nicht. Die lebhafte Art Golters ließ keine Steifigkeit zu. Liebenswürdig nach allen Seiten grüßend, da und dort einen flüchtigen Händedruck tauschend, näherte sich die Fürstin Graez, von ihrem Sohne und dem Professor begleitet, dem Atelier-

fenster. Der Staffelei gegenüber hielt sie inne, gab der Gräfin Fesca die Rechte, deren Schwester die Linke und nickte der Gräfin Keltinghausen, die eine süßsaure Miene aufgesetzt hatte, gewinnend zu.

„Herzig ist das. Finden Sie nicht? Ein herziges Gesichtel.“

„Und die Ähnlichkeit mit dem Copleyschen Porträt, nicht wahr?“ sagte nun auch eine der anderen Damen, dem Professor zu Gefallen. Weitere Stimmen folgten.

Golter händigte der Fürstin die Photographie ein. „Wenn wir bei allen Modellen solches Glück haben, dann können wir uns freuen.“

„Sprechend ist die Ähnlichkeit!“ stellte der Rittmeister fest, sein Einglas ins Auge klemmend. „Gnädige Frau — mein Kompliment!“

Nun erhob sich Mrs. Ethel und begrüßte die Neugekommenen in mädchenhaft bescheidener Art.

„Natürlich müssen Sie uns die Freude machen, liebe gnädige Frau, und das Copleysche Bild stellen,“ sagte die Durchlaucht.

„Wenn es durchaus sein muß ... Im Dienst der Wohltätigkeit. Aber ich möchte um alles in der Welt nicht jemand das Bild wegnehmen.“

Die kleine Gräfin Lengern hatte sich mit einer Freundin schmollend ins anstoßende Atelier zurückgezogen. „Ich verzichte natürlich. Das fängt ja sehr gut an. Wenn alles sich so zusammentut ...“

Purgstaller, der dicht beim Durchgang stand, hörte jede Silbe. Er vernahm den Einwurf der andern, sie sollte doch die Gräfin Fesca um ein Machtwort bitten, und hörte darauf die spöttische Erwiderung: „Die — ein Machtwort gegen Frau Stern? Was denkst du! Wo die jetzt ganz von ihr abhängt ... Das weißt du nicht?“ Und flüsternd ging das Gespräch weiter.

Mit fast leidenschaftlichem Eifer ward die Bilderverteilung fortgesetzt. Da Golter mehrmals Proben vor der Staffelei abhielt, fand unausgesetzt eine starke

Bewegung in den beiden Ateliers statt. Sobald eine Gruppe stand, strömte alles zusammen, um ein künstlerisches Urteil abzugeben. Golter konnte sich der ihn bestürmenden Damen kaum mehr erwehren; die einen bettelten um ein Bild, von dem sie sich besondere Wirkung versprachen, das er aber wegen technischer Schwierigkeiten im Hintergrund oder im Beiwerk nicht zulassen konnte, die andern legten Protest dagegen ein, daß fremde Wünsche erfüllt würden und die ihren nicht. Die Schlußdrohung ward nicht immer ausgesprochen, aber meistens klang sie deutlich durch: man verzichtete dann überhaupt auf jede Beteiligung!

Darüber ward sich Purgstaller jetzt schon klar, daß hier lauter Wechsel auf Gegenseitigkeit gezogen wurden. Jeder Dienst fand seinen Gegendienst.

Frau Stern, die sich bisher immer vorsichtig zurückgehalten hatte, fühlte durch den ersten Triumph ihre Schwingen wachsen. So drängte sie auch der Freiin von Tarrach mit großem Eifer ihre Protektion auf — obwohl diese sich noch kaum um sie gekümmert hatte.

Es handelte sich um die von andrer Seite stark umworbene „Lautenspielerin“ von Caravaggio, die sie für Steffi zu retten suchte. Das Bild war leicht zu stellen und sehr wirkungsvoll. Ein junges Mädchen sitzt vor einem mit Musikinstrumenten bedeckten Tisch, dem Beschauer halb den Rücken zukehrend, hebt die Laute hoch und dreht den Kopf so weit nach links, daß das rechte Ohr fast dicht am Halbrund der Laute aufliegt. Das schlichte Haar, der kluge Ausdruck des Gesichts, die Mädchenhaftigkeit der ganzen Erscheinung — alles stimmte. Steffi sollte die Pose vor der Staffelei einnehmen; es war ihr aber nicht möglich, sie war der Aufdringlichkeit von Frau Stern gegenüber unfrei, sie genierte sich auch zu sehr vor all den Fremden, namentlich vor dem Prinzen, dessen indiskreter Blick die Damen geradezu auszog.

Professor Golter gab sein Zureden endlich auf. „Also werden Sie zu Hause ein bißchen üben, mein

gnädiges Fräulein, und das nächste Mal lassen Sie uns einen echten Caravaggio bewundern!“

Die Verteilung ging weiter. Stellenweise war's wie bei einer hitzigen Auktion.

Geradezu dramatisch gestaltete sich die Szene, als Golter die Heilige Magdalena von Guido Reni unter der lebhaften Zustimmung von Frau Stern und deren Anhang der Gräfin Fesca zusprach.

Die junge Frau war heute stark zerstreut. Immer wieder sah sie sich unruhig nach dem Durchgang zum ersten Atelier um. Sie hatte bestimmt auf Odds Kommen gerechnet. In das Gespräch über das Guido Renische Bild griff sie nicht ein. Aber es durchfuhr sie ein seltsamer Schreck, als Golter, flüchtig an ihr vorbeistreichend, ihr zuraunte, sein Vorschlag folgte einer Anregung von Odd.

Wann hatte er mit dem Professor darüber gesprochen? In welcher Form? Was berechtigte Golter zu dieser vertraulichen Art, eine Mitwisserschaft zu verraten? Warum war Odd heute nicht selbst gekommen? Seit dem Ballabend stand sie so im Bann seiner Persönlichkeit, daß sie alles, was sie erlebte, in Beziehung zu ihm brachte. Stand es anders um ihn? Wie sein Ausbleiben sie kränkte!

Noch umdrängten sie die Damen, die Frau Stern in die Debatte gezogen hatte, da machte ein Wortwechsel zwischen der Fürstin Graez und einer Nichte von ihr, die sie mitgebracht hatte, alle aufhorchen.

Die junge Komtesse, eine sehr lebhafte, rotblonde, etwas mollige Wienerin, war unglücklich darüber, daß sie das Guido Renische Bild nicht zuerteilt bekam. Lachend suchte die Durchlaucht sie zu beschwichtigen, ihre Ansprüche ins Komische zu ziehen. Aber die Komtesse zog kurz entschlossen ein paar Schildpattnadeln aus ihrem üppigen rotblonden Haar und schüttelte heftig den Kopf, so daß die ganze Flut sich löste und über ihre Schultern rieselte.

Ein paar Sekunden lang blieb alles starr vor Über-

raschung. Aber die Komtesse rief kampflustig: „Jetzt — also bitte — was sagen Sie? Ehrlich!“ Und sie schlug den Blick gen Himmel und legte beide Hände auf den Busen, genau wie's auf dem klassischen Vorbild die Heilige Magdalena tat.

Ein sachgemäßes Urteil blieb dem Professor und den andern Kunstrichtern erspart, denn die Fürstin Graez kam sofort eilig auf ihre Nichte zu, wühlte ärgerlich lachend mit beiden Händen in der rotblonden Pracht der aufgelösten Locken und rief: „Du nichtsnutziges Madel! Hat die Welt so 'was gesehn! Wirst du dir gleich dein Zottelhaar manierlich wieder aufstecken?“

„Vetter Theo hat es auch gesagt, das Bild müßte ich kriegen!“ schmollte die Komtesse, band das Haar aber gehorsam wieder zusammen.

„Der Vetter Theo? Ei schau. Ja, wo hat denn der Vetter Theo dich so gesehen?“

Nun war die Kleine etwas verwirrt. „Gott, das — das kann doch vorkommen ... Auf dem Tennisplatz einmal!“

„Du, du!“ Die Fürstin drohte ihr, wandte sich dann aber gutgelaunt ein paar andern Damen zu und sagte halblaut: „Na, alsdann, ich denk', die Magdalenen, die heben wir einstweilen für uns verheiratete Frauen auf!“

Eine Lachwelle pflanzte sich daraufhin durch die beiden Ateliers fort, und man ging über den Zwischenfall zur Tagesordnung über. Die kleine Komtesse wurde inzwischen hinter der Staffelei, wo sie den Spiegel benutzte, vom Rittmeister in ein lustiges Verhör genommen.

Marianne hatte weder Auge noch Ohr für all diese Vorgänge. Sie kam über ihre Unruhe nicht hinweg. Es erschien ihr eine Ewigkeit, daß sie Odd nicht mehr gesehen hatte. Als er seine Karten abgab, war sie nicht zu Hause gewesen. Sie sagte sich, er hätte es unter allen Umständen einrichten können, daß er an

dieser Versammlung teilnahm. Wenn ihm wirklich daran lag, ihr zu begegnen ...

Endlos dehnte sich die Sitzung. Sie hielt es in dem mit Menschen überfüllten Raum nicht länger aus. Indem sie sich Luft zufächelte, trat sie in den Durchgang zum anstoßenden Atelier. Sie wollte Steffi heimlich das Zeichen zum Aufbruch geben und sah sich nach ihr um.

Steffi stand im Nachbaratelier ganz allein mit Purgstaller.

Marianne hörte sie sprechen, konnte aber nicht unterscheiden, wovon sie sich unterhielten. Doch jetzt sah sie, daß Steffi dem jungen Münchener die Hand gab.

Die vertrauliche Absonderung des Paares überraschte Marianne. Sie trat etwas hastiger, als sie selbst wollte, den beiden näher.

Steffi ließ sich nicht stören. Sie hielt noch immer Purgstallers Hand fest, trotzdem sie das Näherkommen ihrer Schwester bemerkte. Purgstaller strahlte. Und als die junge Dame nun seine Rechte losließ, verbeugte er sich hastig und ungeschickt — und ebenso hastig und ungeschickt dann auch gegen die Gräfin Fesca.

„Wir müssen gehen, Steffi,“ sagte Marianne leise.

Steffi hängte sich an ihren Arm, nickte Purgstaller noch einmal freundlich zu und verließ den Raum an der Seite ihrer Schwester.

Draußen halfen der Atelierdiener und eines der Sternschen Hausmädchen den Damen die Überschuhe anziehen.

Schweigend gingen die Schwestern die Treppe hinab. Erst auf der Straße fragte Marianne: „Was war das eben mit Purgstaller?“

„Er hat sich entschuldigt, Mie. Wegen neulich. Er war so zerknirscht. Er hat mir furchtbar leid getan.“

„Was hast du ihm gesagt?“

Sie zuckte leicht die Achsel. „Es war ja eine gute Absicht dabei. Und für die dankte ich ihm. Und wir wollen von nun an nicht mehr darüber reden. Er

war mir so dankbar. Ein korrekter Salonmensch ist er ja nicht."

Marianne mußte über den fast kindlichen Eifer ihrer Schwester lächeln. „Nein, das wird er wohl auch nie werden. Aber gutmütig ist er. Ja, das glaube ich."

Sie gingen wieder eine Weile schweigend nebeneinander her.

„Weißt du, Mie," sagte Steffi hernach, „ich mußte so innerlich Vergleiche anstellen."

„Vergleiche?"

„Ja. Zwischen diesem einfachen, natürlichen Menschen — und etwa so einem Lebenskünstler, wie es Odd ist."

Marianne horchte auf.

„Ist so ein glänzender, vielumworbener, überall gefeierter Gesellschaftsmensch wie Odd überhaupt fähig — sagen wir mal — treu zu sein?"

„Ach du kleiner Kindskopf." Marianne versuchte zu lachen. Nervös nagte sie im Weitergehen an ihrer Lippe.

„Nein, Mie, 'mal im Ernst."

„Wie kommst du nur darauf?"

„Ich hab' so still für mich meine Beobachtungen gemacht. Weißt du, das Ganze ist doch hier so ein toller, bunter Eitelkeitsmarkt."

„Hm. Du bist schon blasiert, Kleinchen?"

„Blasiert? Gar nicht. Nein, ich lasse nur das alles so an mir vorüberrauschen wie ein vielgestaltiges, farbenreiches Theaterspiel. Und verteile darin die Rollen."

„Welche Rolle hast du also Odd gegeben?"

„Er ist der Schmetterling. Alle Welt guckt ihm gerne zu. Er besticht, bestrickt — und flattert dann flugs zur nächsten Blume weiter."

„Närrchen!" stieß Marianne lachend aus. Aber sie fühlte es eisig über ihre Haut rieseln.

„Glaubst du nicht, Mie, daß es solche Menschen gibt? Die den Begriff der Treue gar nicht kennen?"

„Der Treue!" Sie atmete tief. „Das ist ein ernstes Wort, Kind."

„Nicht etwa, daß ich das auf ihn und mich anwende. Es wäre ja eine Kinderei, an so etwas auch nur entfernt zu denken ... Freilich, wenn ich nun sage, ich kann ihn überhaupt nicht ausstehen, dann klingt das furchtbar töricht. Der Fuchs und die Trauben ... Aber das steht für mich fest: wie er der kleinen Treue von heut auf morgen nicht fähig ist, so auch nicht der großen."

„Ach du — Närrchen!" sagte Marianne abermals.

Ihr Lachen klang jetzt so gepreßt, daß es ihrer Schwester hätte auffallen müssen. Doch Steffi schien es nicht zu merken.

„Siehst du, Mie, und so ungeschickt und komisch der andere ist — der Münchener, meine ich — ich würde ihn doch tausendmal lieber — — Das heißt, das ist ja alles lauter Unsinn."

„Das — will ich hoffen," brachte Marianne matt und tonlos hervor.

Darauf herrschte wieder Schweigen zwischen ihnen. Steffi hatte den Kopf keck erhoben. Etwas wie Kampflust lag im Ausdruck ihrer hellen, jungen Augen. Marianne hatte den Blick gesenkt. In ihr zitterte eine mächtige Erregung. Die Worte der Schwester hatten eine tiefe Wunde in ihrem Herzen bloßgelegt. Noch kämpfte sie innerlich um das Vertrauen zu Odd. Immer wieder fühlte sie sich von ihm verletzt. Nur in Kleinigkeiten, die er selbst vielleicht gar nicht wahrnahm. Aber es traf sie seltsam schwer, daß Steffi nun dasselbe Wort anwandte, das sie ihm neulich vorgehalten hatte: er sei treulos.

Sie waren am Großen Stern angelangt. Es herrschte so starker Nebel, daß die großen Lampen in einer milchigen Dunstschicht schwammen. Da es Marianne unmöglich erschien, die in Berlin noch wenig erfahrene Schwester der Beförderung mit der Straßenbahn zu überlassen, rief sie einen Taxameter für sie

an. Sie selbst wollte das kurze Stück bis zur Wohnung zu Fuß zurücklegen.

Grußaufträge hin und her. Dann trennten sie sich.

Marianne wanderte in schwerer seelischer Depression weiter. War es möglich, daß Steffi ahnte, was sich zwischen ihr und Odd zu regen begonnen hatte? Und sollten ihre Worte sie etwa warnen?

Ihre Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit ihm. Jedes Gespräch mit ihm wirkte in ihr noch lange nach. Manchmal war es auch nur ein stummer Blick gewesen, der die Brücke ihrer Gedanken bildete. Im lebhaftesten Kreis, im dichtesten Gewühl fühlte sie sich immer sogleich weit entrückt, wenn sie mit ihm zusammentraf. Schritt für Schritt waren sie einander näher gekommen. Nie in ihrem Leben hatte sie einen wirklichen Vertrauten gehabt, einen Freund, eine Freundin. Selbst Mutter und Schwester blickten nicht in ihr Inneres. Und diesem fremden Manne hatte sie ihre Einsamkeit verraten. Welche Macht hatte sie dazu getrieben — und welches Recht hatte sich Odd auf ihr Vertrauen erworben? Er wußte nun, was sie in ihrer großen Beichte selbst Onkel Bernhard, dem Verschwiegenen, nicht gebeichtet hatte. — Aber was wußte sie von ihm?

Während sie durch den eiskalten Nebel auf der breiten Charlottenburger Chaussee dahinschritt, der seltsamen Silhouetten kaum achtend, die sich an ihr vorüberschoben, fühlte sie zwei verlorene Tränen aus ihren Augen rollen.

So unsagbar einsam kam sie sich vor. Eine Weichheit, die sie an sich noch nie zuvor gekannt, hatte sie erfaßt. Sie empfand Mitleid mit sich selber.

Als sie zu Hause anlangte, streifte ihr Blick gleich beim Betreten der Diele — wie in den letzten Tagen immer — die Briefschale auf dem kleinen Tisch.

Es war Post für sie da. Unter der eleganten Korrespondenz ein grober, grauer Umschlag, der in steiler, altmodischer Schrift ihre umständliche Adresse trug.

Sie blieb in Hut und Jackett, nahm das Schreiben hastig an sich und eilte in ihr Zimmer.

Onkel Bernhards Antwort!

Eine tiefe Trauer klang aus den ernsten, einfachen, phrasenlosen Eingangsworten. Aber kein Vorwurf, keine Moralpredigt, keine weichliche Klage folgte. Männlich, aufrecht, sachlich schrieb er. Vielleicht nur etwas knorriger und knurriger als sonst.

„... Wenn es unabänderlich ist, wenn Du aus Deinem goldenen Käfig wirklich heraus mußt, wenn Dir nichts andres übrig bleibt, als an die windschiefe Tür der ärmlichen Bude zu pochen, die unsereiner hier in der weltfremden Einsamkeit behaust, so tue ich Dir auf, mein Kind. Du sollst das Asyl, das Du brauchst, bei Deinem alten Onkel nicht vergeblich suchen. Aber Du weißt, welches Leben Du hier zu erwarten hast. Es ist keine ewige Sommerfrische, Marianne. Der Winter pfeift hier über kahles Land. Und er währt hier länger als sonstwo. Das mußt Du Dir alles überlegt haben, wenn Du mit Deinem Bündel Sorgen hier einrückst. Wir sprechen dann die juristische Seite in aller Sammlung durch. Sei bis dahin sehr vorsichtig und überlegt in Deinen Ausgaben. Natürlich mußt Du Dich künftighin mit der Hälfte des Nadelgeldes begnügen. Sonst käme Steffi zu kurz. Brauchst Du Bargeld für die Abwicklung von persönlichen Verpflichtungen vor der Abreise — Mädchenlöhne, kleine Rechnungen bei kleinen Geschäftsleuten und so weiter — so mußt Du Dein Sparkassenbuch von Tante Erika angreifen, das ich noch in Verwahrung habe. Ich kann jetzt nichts entbehren. Der Himmel schenke Dir seinen gnädigen Beistand in dieser schauderhaften Zeit. Du tust mir leid, Marianne. Die paar Jahre, die ich mich hier auf der verdammten Klitsche noch polternd und hustend durchraxe, will ich versuchen, Dir leidlich erträglich zu machen. Aber unsereiner hält Zustände für erträglich, die jungen Weibern die zartere Pelle schaudern machen. Wirst Dich also ein bißchen ab-

härten müssen. Nun also mit Gott. Und der Teufel hole die ganze Lotterwirtschaft Deines ehrenwerten Herrn von Fesca. Mit dem ich, bist Du erst hier, ein paar Worte auf gut Deutsch reden werde."

Sie saß noch in Hut und Jackett, den Brief in Händen, seltsam ernüchtert, und übersann ihre Lage, als Anna an die Tür pochte und fragte, ob Besuch angenommen würde.

Es war schon sechs Uhr — für die Teestunde reichlich spät. Wahrscheinlich ließ sich also nur eine der Komitee-damen melden.

Aber als sie die Besuchskarte von dem silbernen Teller nahm und den Namen las, ging ein jäher Ruck durch ihre ganze Gestalt.

Gunnar Odd war da.

Sie nickte wortlos, legte ab, ordnete flüchtig ihr Haar und eilte nach dem vorderen Salon.

„Tausend Dank, gnädigste Gräfin, daß Sie mich nicht abweisen. Ich hörte soeben, daß für morgen die Schlittschuhfahrt auf der Havel angesetzt werden soll ..."

„Woran Sie hoffentlich teilnehmen?"

„Ich komme, um Sie um nähere Instruktion zu bitten."

Er hielt ihre Hand, die er geküßt hatte, noch fest. Das Mädchen, das ihn hereingeführt, war verschwunden.

Marianne hatte vor ihrer Zofe den liebenswürdig gewandten Ton festgehalten, den alle Welt an ihr kannte. Sie gab über die Abmachungen für den andern Tag in derselben unpersönlichen Weise Bescheid.

Nun aber trat eine Pause ein. Sie standen noch immer. Und noch immer gab er ihre Hand nicht frei. Forschend sah er sie an.

„Ich bin Ihnen auch Rechenschaft schuldig," sagte er, die Stimme senkend, „weshalb ich heute nachmittag gefehlt habe. Oder bin ich nicht vermißt worden?"

„Ich habe Sie vermißt, Odd. Gewiß. Es hat mir weh getan, daß Sie nicht da waren." Sie wandte

sich dem Sofa zu und wies ihm einen Platz an. Mit etwas Melancholie, wenn auch lächelnd, fuhr sie fort: „Also welche wichtige Abhaltung hat es für Sie gegeben, lieber Freund? Eine Staatsdepesche, nicht wahr? Eine diplomatische Konferenz?“

Er schüttelte langsam den Kopf. „Gar keine äußere Abhaltung.“

„Eine innere?“

„Ja.“

Sein ernster, gewissermaßen noch suchender Ton machte sie aufhorchen. „Sprechen Sie.“

„Ich habe entdeckt, Frau Marianne, daß es über meine Kräfte geht, tagaus, tagein zu lügen.“

Das Wort traf sie besonders scharf: in der Erinnerung an die eigene Beichte, die sie Onkel Bernhard abgelegt hatte. „Wer zwingt S i e zur Lüge?“ fragte sie mit schmerzlichem Ausdruck.

„Das wissen Sie nicht?“ Er senkte seinen Blick tief in den ihren. „Sie empfinden nicht, wie grausam es für mich ist, Ihnen im Kreis von hundert gleichgültigen andern Leuten zu begegnen — und Gleichgültigkeit heucheln zu müssen?“

„Sie müssen es ja nicht. Ich habe mich die ganze Zeit über — bei jeder Begegnung — danach g e s e h n t, ein Wort von Ihnen zu hören, das mir hätte beweisen können ...“ Sie brach ab, seinem Blick ausweichend.

„Was mich bewegt, Frau Marianne, das hätt' ich Ihnen doch nicht sagen dürfen.“

„Was Sie bewegt. Ach, lieber Freund, bewegt es Sie wirklich? Ist es nicht nur ein Spiel — wie Sie's schon so oft getrieben haben?“

„Wenn es das wäre, dann hätte ich vorhin nicht gefehlt. Dann wäre ich gekommen und hätte Ihnen den Hof gemacht.“

„Es ist wahr: das tun Sie neuerdings nicht mehr.“

„Sie bedauern's?“

„Ich bin doch Weib. Und darum eitel auf meine

kleinen Triumphe.“ Sie betonte die letzten Worte mit großer Bitterkeit.

„Ihre kleinen Triumphe! — Sie müßten tiefer in mich hineinsehen können, Frau Marianne.“

„Geben Sie mir denn je Gelegenheit?“

„Ja.“

„Wann?“

„Jetzt.“

„Es ist das erste Mal, lieber Freund. Inzwischen hab' ich Stürme durchgekämpft, von deren Grausamkeit Sie nichts ahnen können.“

„Die sind auch über mich dahingegangen. Glauben Sie mir. Und ich denke, sie können nicht weniger grausam gewesen sein.“

„Bei Ihnen waren's Wünsche, zu denen Sie kein Recht hatten. Stimmt das etwa nicht?“

Er zuckte die Achsel und schwieg.

Seufzend bedeckte sie mit beiden Händen ihre Stirn und ihre Augen. „Ach ja — so grundverschieden sind die Wirkungen einer Zuneigung.“

„Es handelt sich bei mir nicht mehr um eine flüchtige Zuneigung. Denn davon könnte ich mich noch befreien. Und — ich würde es, das schwöre ich Ihnen zu. Ganz andres hat in mir gesprochen. Aber ich konnte Ihnen nicht verraten, wie die Gedanken, die mich beherrschen, mich gequält haben.“

„Weil die Gedanken eines Mannes stets das Weib erniedrigen.“

„Marianne —!“

Mit einem schmerzlichen Lächeln sah sie ihn an. „Es ist Frauenlos. Sie können ja die Weltgesetze nicht umstoßen.“

„Meine Wünsche, mein Werben konnte vor all den andern immer nur die Form der galanten Aufmerksamkeit annehmen, der heimlichen Sehnsucht, der stumm bittenden Zärtlichkeit. Wir waren ja immerzu beobachtet. Wissen Sie, wie ich darunter litt? — Ach, Frau Marianne!“

„Ihr Blick hat oft zu mir gesprochen, Odd. In flammenden Worten."

„Von denen Sie sich also nur erniedrigt gefühlt haben? Haben sie in Ihrer Brust denn gar kein Echo geweckt?"

„In dieser ganzen Zeit habe ich eine Läuterung durchgemacht. Sie wissen es jetzt, Odd: es geht ein Riß durch mein Leben. Vor der Welt spiele ich eine Rolle. Immer. Schon seit Jahren. Und das Furchtbare: ich muß sie noch eine bestimmte Frist weiterspielen. Ich muß. Bisher hatte ich's nie als Qual empfunden. In der Stunde, in der ich das Gesellschaftskleid anzog, war ich stets ein neuer Mensch geworden. Alle Sorgen, alle Grämlichkeiten, alle Bitterkeiten waren von mir gesunken. Aber jetzt kostet mich's Überwindung. Und jetzt — sehen Sie — jetzt schäme ich mich der Täuschung."

Tiefernst waren ihre Gesichter geworden. Auch aus Odds Antlitz war das Blut gewichen. Ihr Ton packte ihn. „Vor wem?" fragte er.

„Vor Ihnen — vor aller Welt."

„Auch — vor Ihrem Mann?" Es war eine heiße Welle von Eifersucht, die über ihm zusammenschlug.

Sie hatte den Kopf gesenkt. „Ja," stieß sie aus, „vielleicht auch vor meinem Mann. Obwohl ich mir sage, daß ich jahrelang von ihm betrogen worden bin, daß ich jahrelang kaum ein wahres Wort in den wichtigeren Lebensdingen von ihm zu hören bekommen habe. Ich wundere mich selbst über diesen Umschwung. Sehen Sie, das ist der Unterschied: die Leidenschaft eines Mannes zieht alles zu Boden. Uns adelt eine stillverschwiegene Liebe; feinere Schwingungen regen sich in uns, wir werden besser."

Nun beugte er sich auf ihre Hand nieder und küßte sie. „Ich denke, ich werde Ihnen noch einmal beweisen können, daß es mehr als Leidenschaft ist. Zunächst brauchen Sie einen Freund, der Ihnen hilft.

Nicht wahr? Ist es so schlimm, wenn auch ein gut Teil Egoismus ihn leitet?"

Sie hatte sich erhoben. „Ja — ich brauche einen Freund," sagte sie, sich steigernd. „Jetzt noch nicht. Jetzt muß ich mich allein durchkämpfen. Aber der Tag kommt — kommt bald." Sie sah sich nervös um, setzte mehrmals zu sprechen an, brach wieder ab. Er drang bittend in sie. Nun reichte sie ihm die Hand. „Ich werde meinen Mann verlassen. Still — bitte — hören Sie erst. Die Rücksicht auf meine Mutter, auf meine Schwester, zwingt mich, vor der Welt noch eine Weile die Rolle weiterzuspielen. Es muß ohne Skandal geschehen. Ich ziehe zu meinem Onkel aufs Land. In ganz einfache Verhältnisse. Wie sich mein Leben dann gestalten wird, das weiß ich heute noch nicht. Aber ich zähle die Tage bis zu dieser Erlösung."

Er war aschfahl geworden vor Erregung. Krampfhaft preßte er ihre Hände in den seinen. „Sie wissen nicht, wie sich Ihr Leben dann gestalten wird, Marianne? Meine Liebe zeigt Ihnen nicht den Weg?"

Mit leicht umschleierten Augen sah sie ihn an. „Ich weiß nicht, ob Ihre Liebe wirklich so mutig, so groß ist, daß sie solche Schranken durchbrechen wird."

„Sie ist es, Marianne," sagte er einfach.

Ein paar Sekunden lang schien es, als wollte er sie an sich reißen. Aber die tiefe Erschütterung, die sich in ihren Zügen aussprach, erregte sein Mitleid. So küßte er nur wieder ihre Hände.

Sie entzog sie ihm plötzlich. So tief die Bewegung war, die sie erfüllte, überhörte ihr scharfes Ohr doch nicht das Aufdrehen von elektrischem Licht draußen im Entree. Es mußte jemand in die Wohnung eingetreten sein.

Gleich darauf hörte man auch Stimmen. Fesca war nach Hause gekommen. Die Zofe meldete ihm draußen, daß Besuch da war.

Überrascht, lebhaft, in rosigster Laune kam er herein, begrüßte Odd, tat ein paar konventionelle Fragen,

auf die er kaum die Antwort abwartete, und erzählte dann sogleich eine Neuigkeit aus Hofkreisen.

Marianne war ruhig und kühl. Sie hatte wieder ihre volle Selbstbeherrschung. Mit ein paar Worten erklärte sie: Odd war gekommen, um Näheres über die Schlittschuhfahrt am andern Morgen zu hören.

„Es wird nur schwache Beteiligung geben," meinte der Kammerherr. „Vorhin hörte ich von Exzellenz Hallstätten: der Kronprinz hat die Partie aufgeben müssen."

Beide waren stark enttäuscht. Auch Odd begann zu fragen.

„Eine Änderung im Programm," sagte Fesca. „Die Majestäten reisen schon mittags ab, da muß der Kronprinz die Vertretung bei einer Enthüllungsfeier übernehmen."

„Wie schade!" rief Marianne. Sie reichte Odd, als ob er im Begriff gewesen wäre, sich zu verabschieden, die Hand. „Aber wir werden uns nicht abhalten lassen. Ich telephoniere Ihnen morgen früh, wer alles kommt."

„Es war ausgemacht: elf Uhr in Spandau," sagte der Kammerherr, „an der langen Brücke."

Odd ging, Fesca gab ihm das Geleit. Marianne blieb an der Tür stehen und hörte noch die paar flüchtigen Wechselreden mit an. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

Als ihr Mann zurückkehrte, verlor er kein Wort über Odds Besuch. Er müsse sich eilig in den Frack werfen, sagte er. Sie fragte gar nicht, wo er erwartet würde. Seine gute Laune bewies ihr, er hatte wieder Geld in Händen, und zweifellos benutzte er's, um heute abend wieder sein Glück zu versuchen.

Sie hielt es nicht der Mühe für wert, ihn zu warnen, wie sie's in früheren Fällen getan hatte.

Gleich nachdem sie gehört hatte, wie die Tür seines Ankleidezimmers hinter ihm ins Schloß fiel, war er ihren Gedanken auch schon wieder völlig entwichen.

Ein tiefer Klang ging durch ihr Herz. Eine schmerzlichsüße Bangigkeit zitterte in ihr.

* * *

Die Nacht über nahm der Nebel zu, in der Frühe war er so dick, daß man in den Berliner Geschäften noch um neun Uhr Licht brennen mußte.

Gleich nach dem Frühstück hatte Marianne am Telephon mehrere längere Unterredungen. Sobald es bei den übrigen Teilnehmern bekannt ward, daß der Kronprinz die Schlittschuhpartie aufgegeben hatte, ließ der Eifer auf der ganzen Linie merklich nach. Man fand auch das Wetter wenig verlockend.

Aber mit einem Male brach die Sonne durch. Bald nach zehn Uhr. Und nun setzte ein Wintertag von unvergleichlicher Pracht ein.

Marianne hätte sich selbst durch einen Eishagel nicht mehr abhalten lassen, pünktlich zum Rendezvous zu erscheinen. Odd hatte sich noch einmal nach Ort und Zeit erkundigt — er kam also!

Sie trug ihr Eislaufkostüm von weißer, weicher, schottischer Wolle, das sie sich im vorigen Winter für St. Moritz hatte anfertigen lassen. Dazu Hermelinmütze und Hermelinmuff.

Die Mehrzahl der Teilnehmer an der Tour benutzte bis Spandau die Eisenbahn. Aber Fesca hatte — um Steffi einen Extraspaß zu bereiten, wie er sagte — ein Automobil bestellt. So sauste denn das brillant gesteuerte kleine Ungeheuer mit den beiden Damen in knapp zehn Minuten die schnurgerade Döberitzer Heerstraße bis zur Havel hinunter, bog rechts nach Spandau ab und brachte sie pünktlich zur Sekunde zum Stelldichein.

Es war ein entzückendes Winterbild: die elegante, fröhliche Gesellschaft, die einander lebhaft begrüßte und sich dann auf den blitzenden Stahlschienen langsam südwärts in Bewegung setzte.

„Das weiße Feld!“ sagte einer der jungen Offiziere.

Die meisten Damen trugen weiße Eislaufkostüme; mehrere junge Mädchen — darunter Steffi von Tarrach — waren im dicken weißen Sweater erschienen, ohne Paletot. Die Überkleider wurden in einem Wagen verstaut, der am Havelufer entlang zunächst bis zum Schwedischen Pavillon bei Wannsee fuhr, wo Frühstücksstation gemacht werden sollte.

Die Sonne schien warm. Auch der letzte Nebelstreifen war verflogen. Aber in dem eisigen Nachrnebel hatten die Bäume Rauhreif angesetzt. Die Luft roch nach Schnee. Man sah den Atem. Alle Geräusche klangen heller und schärfer in der Windstille. Je weiter man sich von Spandau entfernte, desto lebhafter und ungezwungener ward die Begeisterung der Damen. Das Wiesen- und Fabrikgelände wich links und rechts zurück, die Unebenheiten der durch Strohwische markierten Bahn wurden seltener, man steuerte an Pichelswerder vorbei und hatte sogleich eine wundervolle, blanke Eisfläche vor sich, begrenzt von den schneeweißen Havelbergen mit dem trotzigen Kaiser Wilhelmturm.

Anfangs, solange das Tempo durch die unebene Bahn geregelt ward, blieb das ganze Feld dicht beisammen. Nachher teilte es sich in mehrere Gruppen, die je nach dem Temperament der Anführer lange Ketten bildeten und gemächlich holländerten oder in wechselnden Figuren kreuz und quer über die Bahn dahinsausten.

Odd, bei weitem der beste Läufer von allen Teilnehmern, zeigte sich unerschöpflich im Erfinden neuer Figuren. Auf seinen Vorschlag mußte einer der jungen Gardeoffiziere ein Paradeexerzieren vorführen. Auch den Damen wurden Chargen erteilt. Natürlich sollte bei den verschiedenen Bewegungen der Truppe militärische Disziplin innegehalten werden, aber man kam aus dem Lachen über all die Insubordinationen nicht heraus. Inzwischen ward Lindwerder passiert, und das weiße Feld hielt auf den schlanken Turm von Schwanenwerder zu. Odd hatte sich der kleinen Gräfin

Lengern, die am schlechtesten lief, angenommen. Mit ihr führte er, als der Wannsee erreicht war, eine Polonaise an, bei der allerlei drollige Figuren durchgemacht werden mußten. Des Lachens und Rufens war dabei kein Ende. Warm und mit roten Gesichtern fanden sich die verschiedenen Truppen im Schwedischen Pavillon zusammen. Es war noch nicht ein Uhr. Der neue Zuwachs zu der Gesellschaft war erst eine Stunde später zu erwarten: diejenigen Damen, denen die ganze Tour zu anstrengend war. Einzelne wieder, die sich übermüdet hatten, schieden hier aus, nahmen aber an dem gemeinsamen Imbiß noch teil.

Es war bei Tisch ein helles, fröhliches, ja lustiges Bild: die lachenden jungen Gesichter mit den blanken Augen und den leichtgeröteten Nasen, die vom Genuß des dampfenden Tees noch röter wurden.

Die gemeinsame Strapaze hatte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Geschlechtern geschaffen. Prinz Graez sagte der ob ihrer Teilnahme überglücklichen Frau Ethel Stern, das sei das Schönste dabei, dies „animalische Behagen“. Sie fand das shocking, gab sich selbst aber ungleich freier als sonst. Ihr ganzes Bedauern blieb es nur, daß der Kronprinz abgesagt hatte. Das hätte ihr eine große Bedeutung in den Augen der Verwandtschaft ihres Mannes gegeben: sagen zu können, daß sie „auch mit dabei“ gewesen war! — Freilich hätte man dann nicht dies gemütliche Frühstücksstündchen gehabt.

Mit wenigen Ausnahmen standen die Teilnehmer an dieser Fahrt in enger Beziehung zu dem Komitee des großen Wohltätigkeitsfestes. Frau Stern war die einzige Bürgerliche. Sie wunderte sich darüber, daß ihr Schützling, der junge Münchener, der in jedem Wintersport erfahren war, sich nicht beteiligt hatte. Eine Aufforderung hatte er erhalten. Ihrem überall hindringenden Blick war es nicht entgangen, daß er bei jeder Begegnung bisher der kleinen Steffi von Tarrach seine besondere Huldigung dargebracht hatte. Sie

konnte sich's nun nicht versagen, mit der jungen Dame ein paar Worte über Purgstaller zu wechseln. Es geschah quer über den Tisch, und so hörte es auch die Gräfin Fesca.

„Er ist jetzt sehr beschäftigt. Die Pläne zu den neuen Arbeitshäusern bei Spandau stammen von ihm."

„An denen wir vorhin vorübergekommen sind?"

„Ja. Alle Fachleute sagen: ein standard work."

„Und wie bescheiden er ist!" lobte eine der Damen.

„Ja, denken Sie doch, soeben hat er den Münchener Preis für die Anlage der großen Villenkolonie bekommen — und man muß es erst in der Zeitung lesen, um ihm zu gratulieren."

„Wann hat das in der Zeitung gestanden?" fragte Steffi überrascht.

„Gestern abend. Er geht bei uns doch aus und ein, hat uns aber keine Silbe verraten. Ein wirkliches Original."

Marianne beobachtete ihre Schwester während dieses flüchtigen Gesprächs. Unzweifelhaft bestand bei Steffi ein tieferes Interesse für den jungen Architekten. Sie entsann sich ihrer gestrigen Unterredung mit ihr und glaubte nun endlich eine Erklärung für Steffis absprechendes Urteil über Odd zu haben. Das gab ihr eine gewisse Erleichterung.

Aber lange konnte sie dem nicht nachhängen. Man drängte schon wieder zum Aufbruch.

Mit den letzten Zügen war viel Berliner Volk herausgekommen. Die Eisbahn gehörte ihnen nun nicht mehr so ausschließlich, und so ging auch der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gruppen bald verloren.

Marianne sah ihre Schwester mit der Nichte der Fürstin Graez und zwei jungen Offizieren starten.

Sie ließ dem kleinen Trupp einen Vorsprung.

Neben ihr hielt Odd.

Er schien es als selbstverständlich anzunehmen, daß er sie auf der Weiterfahrt begleiten durfte.

„Wir sind die Letzten!“ stellte sie nun fest mit einem Blick nach dem Ufer.

„Das war meine Absicht. Ich muß mit Ihnen sprechen.“ Er faßte über Kreuz ihre beiden Hände.

Sein ganzes Wesen schien ihr gegen gestern seltsam verändert. Etwas Trotziges lag in seiner Miene. Sie hatte schon seit Stunden darauf gewartet, daß er an ihre Seite käme und mit ihr führe. Der Ton, in dem sie nun sprach, klang fast verängstigt. Sie ahnte: seine Lustigkeit auf dem ersten Teil der Tour war Verstellung gewesen.

Schlittschuhläufer umkreisten sie. Da und dort war bekannt geworden, daß die große Gesellschaft, die sich in dem kleinen Saal restauriert hatte, dem Hof zugehörte. Einzelne behaupteten, auch Mitglieder der königlichen Familie darunter gesehen zu haben. Marianne waren die neugierigen Blicke lästig.

„Lassen Sie uns den andern folgen,“ sagte sie leise.

So setzten sie sich denn in Bewegung. In langen Bogen zog Odd nach links und rechts aus. Marianne verspürte zunächst noch etwas Müdigkeit im Schienbein, sie mußte sich seiner Führung überlassen. Aber allmählich lief sie sich wieder ein. Und immer elastischer wurden ihre Bewegungen, immer schwungvoller ward das Tempo.

Odd trug seinen üblichen Eislaufdreß. In der knappen weißen Wollmütze sah er besonders jung aus. Sie musterte verstohlen den energischen Ausdruck seines erhitzten Gesichts und seiner lebhaften blitzenden Augen.

Aber sie fühlte mehr und mehr, daß ein Zittern in ihm war. Es übertrug sich auf ihre Glieder. Ohne Verabredung blieben sie nun plötzlich stehen, die Spitze des Schlittschuhs scharf ins Eis einsetzend.

Weit und breit war die Bahn frei. Die Nachzügler waren soeben um die Pfaueninsel herumgebogen. Die Luft war still, die Sonne fast heiß. Atemlos verweilten sie, ohne zu sprechen. Marianne suchte für ein paar Sekunden mit der linken

Schulter eine Stütze an seinem Arm. Sie fühlte durch die dicke Wolle seine Wärme. Sie glaubte auch sein Herz pochen zu hören.

„Ich komme nicht mehr davon frei," sagte er, seltsam rauh und kurz abgerissen, als kämpfte er noch mit sich. „Es ist das Furchtbarste, was ich je erlebt habe. Bis zum gestrigen Abend glaubte ich: ich könnte es überwinden. Ich muß ehrlich gestehen: ich w o l l t e es überwinden. Als ich herkam, lag die ganze Welt hell und fröhlich vor mir. Wie ein Ballsaal. Aber ganz allmählich ist diese eine Macht in mir gewachsen. Sie hat mich bezwungen. Und nun ist es kein Verliebtsein mehr. Jetzt ist es etwas, das mich mit der Peitsche hetzt, mich mißhandelt ..."

Sie wollte ihm entsetzt ins Wort fallen, aber er schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Nein, sprich nicht. Bitte, sprich nicht. Wehre mir nicht, Marianne. Laß mich alles sagen. Du —! Ich muß mir alles vom Herzen herunterwälzen ... Ich habe diese Nacht kein Auge zugetan. Dieses Versteckspielen ertrage ich nicht länger. Und die Eifersucht foltert mich. Ich lasse dich nicht länger dort. Du gehörst mir — m u ß t mir gehören!"

Er hielt ihre Hände im Drang der Rede so fest, daß es sie schmerzte. Sie wollte sich wehren. Eine Art Schwindel hatte sie erfaßt. Sie schüttelte heftig den Kopf, hielt aber die Augen geschlossen.

In seine Ausdrucksweise mengten sich Konstruktionen seiner Muttersprache. Er fand auch einzelne Worte nicht, so glänzend und mühelos er sonst das Deutsche beherrschte.

Es ging über sie hin wie eine heiße Woge. Erschöpft ergab sie sich. Aber antworten konnte sie kaum. So wild und wirr und stürmisch überfiel sie sein Werben. Der Aufruhr der Sinne in ihr erschreckte sie selber. Noch gestern hatte sie die volle Macht über sich gehabt. Heute fühlte sie sich wehrlos.

Er schlang nun plötzlich den rechten Arm um sie.

Da sie eine ungeschickte Bewegung machte, kamen sie beide ins Straucheln. Aber er hatte rasch das Gleichgewicht wieder und zog sie mit sich. Und einmal in Bewegung, begann er sie halb vor sich her zu schieben. Es war kein Laufen, nur ein Gleiten, durch ein leichtes Schwingen in den Knieen hervorgebracht.

Marianne hatte die Augen noch nicht voll wieder aufgeschlagen. Das grelle Licht auf dem Eise und die himmelhohe weiße Wand des über und über im Rauhreif liegenden Parkes der Pfaueninsel, an der sie jetzt ganz dicht vorüberfuhren, blendete sie. Sie lehnte den Kopf zurück und überließ sich seiner Führung. Langsam schwingend ging es vorwärts. Sie war sich wohlig seiner Wärme und Nähe bewußt. Sein Atem streifte ihr linkes Ohr. Von dem starren Winter, der sie rings umgab, hatte sie keine Vorstellung mehr. Nur die fast schmerzhafte Spannung der Haut am Kinn. Sonst fühlte sie nichts, sah und hörte sie nichts. Sie empfand nur die sommerliche Sonne am klaren, blauen Winterhimmel.

Die Bogen, die Odd zog, wurden nun wieder größer. Sie folgte dem leisen Druck seiner Leitung. Allmählich kam die Freude an dem Gleichmaß der Bewegung wieder in ihr auf. Vorüberkommende Schlittschuhläufer bemerkte sie nur als Schatten. Alles war sonst für sie in Licht getaucht.

Während der Fahrt suchte sein Blick den ihren. Mehrere Züge hintereinander führte er aus, ohne auf die Bahn zu achten. Er neigte den Kopf auf ihr Antlitz, ihre halbgeschlossenen Lider, ihren wie in einer Art Verzückung zusammengepreßten Mund.

Leise, bittend, nannte er ihren Namen, sie in seinen Armen wiegend, während sein warmer Hauch die Löckchen, die unter ihrer Hermelinmütze hervorkamen, leicht bereifte.

„Wie schmerzlich schön!“ sagte sie ebenso leise, wie trunken vom Licht, von der schwungvollen Fahrt, von seiner Wärme und seiner Stimme. Sie lächelte.

„Ging' es doch immer so weiter — kein Erwachen, kein Ende ..."

Und nun schlug sie voll die Lider auf. Sein Kopf, der sich über sie beugte, gab ihren Augen Schatten.

Eine Sekunde lang flammte wieder Blick in Blick.

Dann fühlte sie seine kalten, rasch sich erhitzenden Lippen auf den ihren. Der wilde, stürmische Kuß raubte ihr den Atem. Sie wehrte sich angstvoll. Aber dabei strauchelte sie über seinen Fuß. Sie wäre gefallen, doch in einer jähen Bewegung riß er sie empor — und schwankend hielten sie dann wieder — beide heiß, beide zitternd, beide atemlos ...

Die Pfaueninsel lag hinter ihnen. Von der malerisch ansteigenden schneeweißen Höhe zur Linken grüßte die russische Kapelle, deren bereifte Kuppel in den blauen Himmel ragte. Zur Rechten aus dem festgefrorenen Schilf schob sich die Schloßkirche von Sakrow mit ihrem antiken Säulenumgang als Kulisse vor. Jenseits des schmalen Passes sah man das weitverteilte weiße Feld der übrigen Läufer. Es war totenstill. Nur ein ganz leichtes Klingen und Surren lief durch das Eis. Eines hörte das Atmen des andern. Marianne preßte die Hand gegen ihr Herz, als könnte sie dessen erregtes Schlagen beruhigen.

„Weshalb brauchst du noch eine Frist, Marianne? Und warum willst du dich vor mir verbergen, wenn du aus dem Haus deines Mannes gehst? Du türmst Schwierigkeiten auf zwischen uns. Warum? Warum nur? Marianne — ich muß die Qual dann um so länger ertragen. Das bange, bange Warten. Und nun — die Eifersucht. Die rasende Eifersucht!"

Ein Zug tiefer Trauer ging über ihr Antlitz. Müde abwehrend hob sie die Hand. „Eifersucht! — Davon sollst du nicht mehr sprechen. Du weißt doch, wie lange ich schon in der Welt allein stehe. Weißt du es nicht? Siehst du, darüber bin ich traurig. Daß in dir nicht auch das Gute lebendig geworden ist: das Vertrauen — die selige Hoffnung."

Er wollte sie wieder an sich ziehen, doch furchtsam wandte sie sich von ihm ab.

„Was nennst du gut — was schlecht, Marianne? Ich liebe dich, liebe dich, liebe dich. Ich gönne dich keinem andern — und ich muß dich haben, dich an mich pressen, dich küssen und dir sagen, wie lieb ich dich habe, wie lieb, immerzu ... Und du sollst nicht fliehen vor mir. Fliehe mit mir. Marianne, wenn du von Berlin fortgehst, dann laß mich bei dir sein. Irgendwo draußen in der Welt, wo uns niemand sucht. Allein — bis du frei bist ... Für mich frei, Marianne!"

Es berauschte sie. Aber eine plötzliche Furcht peitschte sie mit einem Male auf. Es war ihr, als müßte sie vor sich selber fliehen. Voller Hast lief sie dem weißen Felde nach.

Er hielt sich an ihrer Seite und fuhr in seiner stürmischen Art fort: sie könnte ihm nicht mehr entrinnen — nun gehörten sie zusammen — und gegen eine ganze Welt wollte er ihren Besitz verteidigen ... Aber sie müßte ihm vertrauen ... Sie müßte es möglich machen, daß sie einander sprächen, Mensch zu Mensch, ohne all die lästigen Störer. ... „Antworte doch, Marianne," flehte er. „Sag mir ein einziges gutes Wort. Hab' ich Hoffnung? Sag'! Wollen wir all das hinter uns lassen? Ein heißes, großes, schönes Glück genießen? Sag' doch, sag', Marianne!"

Die Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie nickte. Es würgte in ihrer Kehle. Sie konnte nicht sprechen vor Erregung.

Er hatte ihre Hand erfaßt, küßte sie und streichelte sie. Es lag etwas wie Mitleid in seiner Zärtlichkeit. „Sag mir ein einziges gutes Wort," bat er nun noch einmal.

Sie waren den letzten Paaren bis auf Rufweite nahegekommen. Nun verlangsamte sie das Tempo.

„Was soll ich dir sagen — das du noch nicht wüßtest?" Mit ihren hellen, großen, von einem Tränenschleier

bedeckten Augen sah sie ihn fast hilflos an. „Ich — habe dich — lieb!“ flüsterte sie tonlos, wie erschöpft.

Sie duldete darauf nicht, daß er zu ihr sprach. Er mußte auch ihre Hand wieder freigeben.

In langen Bogen ausziehend mischten sie sich so allmählich unter die übrigen Gruppen im vorderen Teil des weißen Feldes.

Das Tempo der meisten war jetzt bedeutend ruhiger geworden. Einzelne Damen waren sehr müde und wollten schon an der Glienicker Brücke an Land gehen. So ward denn von Gruppe zu Gruppe weitergefragt, ob man die Tour abbrechen sollte.

Der Wagen mit den Überkleidern war vors Kasino bestellt; dort sollte die ganze Gesellschaft den Tee nehmen. Am besten also, die Damen legten den Weg von der Brücke bis dahin im Straßenbahnwagen zurück.

Heiß, dampfend, mit roten Gesichtern, bereiften Haaren fanden sich die Teilnehmer in Paaren und größeren Gruppen zwischen der Brücke und der Matrosenstation zusammen. Vom Heiligen See her stießen andre Schlittschuhläufer hinzu, Potsdamer Bekannte, meist Offiziere mit ihren Damen. Man begrüßte einander, lachte und schwatzte, lobte das Wetter, die Bahn. Auch Marianne wurde in das Gespräch hineingezogen. Steffi hatte sich wieder an ihrer Seite eingestellt; sie war bei heller Stimmung, hatte sich unterwegs gut unterhalten, gab aber doch zu, daß die Tour sie mächtig angestrengt hatte.

„Also gehen wir gleich mit an Land, Kleinchen!“ entschied Marianne.

Am Ufer wurden flink die Schlittschuhe abgelegt. Es kostete dann aber ziemliche Überwindung, auf den taub gewordenen Füßen den beschleunigten Marsch zur Straßenbahn aufzunehmen.

Eine der Damen, die im Jahr zuvor mit dem Kronprinzenpaar in St. Moritz gewesen war, schwärmte davon, wie mühelos das Schlittschuhlaufen dort in der leichten, dünnen Luft sei. Und sie wandte sich

an die Gräfin Fesca, ob sie an ihrem Plan eigentlich festhalte, auch in diesem Winter wieder ein paar Wochen lang dort Sport zu treiben.

Marianne bejahte.

„Wirklich, Mie?“ fragte Steffi überrascht. Es war von dieser Winterreise gar nicht mehr die Rede gewesen.

Andre mischten sich ein: aber das große Fest müsse sie doch noch mitmachen!

„Gewiß. Schon meines Schwesterchens wegen. Was, Steffi? Aber gleich nach dem Fest reise ich ab. Das ist jetzt mein fester Entschluß.“

„Wie kamst du so plötzlich darauf, Mie? Wann?“

„Heute. Hier. In all der Sonne und Frische und Winterschönheit ... Ich muß heraus aus dem gräßlichen Berlin. Ich ertrag's nicht mehr.“

Das allgemeine Thema war nun St. Moritz, der Wintersport dort und in andern Winterkurorten. Man beneidete die Gräfin Fesca.

„Ja, wer sich's so schön einrichten kann,“ sagte eine der jungen Offiziersfrauen lachend. „Keine Kinder — und nicht vom schmalen Urlaub abhängig, wie wir Armen!“

„Mein Mann ist unabkömmlich,“ sagte Marianne frostig, „ich reise allein.“

Auf dem Weg zur Station ward Steffi von der Schwester getrennt. Sie war einsilbig in der Unterhaltung, die ihr vorheriger Begleiter wieder mit ihr aufnahm. Zu überraschend war ihr Mariannes Entschluß gekommen. Was nur Ma dazu sagen würde! Die hatte sich doch so herzlich auf die Zeit gefreut, wenn erst die großen Feste vorbei waren und Marianne ihr endlich mehr gehören würde als jetzt!

Ein paar Sekunden lang, kurz bevor der Straßenbahnwagen abfuhr, den die Damen benutzen sollten, gelang es Odd, Marianne allein zu sprechen.

„Ich darf Sie in St. Moritz begrüßen?“ fragte er leise und gepreßt.

Auch sie befand sich in mächtiger Erregung. Aber ihre Stimme war ganz matt und klanglos, als sie erwiderte: „Ich werde nicht in St. Moritz sein. Ich suche mir einen stillen Winkel irgendwo in der Winterherrlichkeit der Alpen aus, den ich niemand verrate.“

Er fühlte sein Herz laut pochen unter dem aufflammenden Blick ihrer groß aufgeschlagenen hellgrauen Augen. „Auch mir nicht?“ fragte er stockend.

Blick brannte in Blick. „Vielleicht,“ stieß sie aus, fast unhörbar, einem Hauche gleich.

Das Glockenzeichen ertönte, der Schaffner drängte zum Einsteigen.

Marianne nahm im Innern des Wagens Platz. Steffi setzte sich neben sie. Zufällig streifte ihre Hand den Arm der Schwester.

„Mie — du zitterst ja!“ rief sie erschrocken.

„Ein bißchen Übermüdung,“ wehrte Marianne lächelnd.

Aber Steffi behielt sie unausgesetzt im Auge. Sie hatte Angst um die Schwester.

* * *

Die Hochsaison war da. Jeder Abend brachte ein Fest. Steffi gab sich ganz dem Glück dieser rauschenden Festwochen hin. Marianne war zärtlich besorgt um sie. Geradezu mütterlich zeigte sie sich. Als wäre jetzt erst das Weib in ihr erwacht. Und Steffi nahm all die Güte und Sorgfalt beseligt an.

Steffis Geburtstag fiel in diese Zeit. Schon seit Wochen war im Fescaschen Hause ein Gästeempfang für den Abend dieses Tages vorgesehen. Marianne hatte in letzter Stunde die Einladungen zurückhalten wollen — die Gründe erfuhr Steffi nicht — aber der Kammerherr bestand darauf.

Für Steffi wurde es das glänzendste Ereignis des Winters.

Und eine besondere freudige Überraschung harrte ihrer: auch Purgstaller befand sich unter den Ge-

ladenen. Die Herren schienen sich also in aller Güte auseinandergesetzt zu haben.

Purgstaller war ihr nach wie vor der liebste Gesellschafter geblieben. Sie schätzte sein humorvolles Wesen, die bajuvarisch gelassene Überlegenheit, vor allem aber das warme Herz, das selbst aus seinem Spott herauszuerkennen war — weil stets viel mehr gemütliche Selbstironie als bittere Anklage darin lag. In seiner Nähe fühlte sie sich daheim, denn er hatte etwas von der offenen Art ihrer bisherigen Landumgebung. Die dicke kleine Gräfin Lengern sagte einmal: „Er riecht nach der Scholle." Das sollte ihn herabsetzen. Aber Steffi — obwohl sie der Komtesse zuerst darum zürnte — ließ das hernach als besonderes Lob vor sich gelten.

An ihrem Geburtstag wurde sie von einem jungen Herrn der österreichischen Botschaft zu Tisch geführt, der ihr auf Tod und Leben die Cour schnitt. Sie amüsierte sich im stillen darüber, daß Purgstaller dies mit wahren Othelloaugen verfolgte. Es gab ihr einen besonderen Schwung; sie wußte, daß sie ihren guten Abend hatte. Ein paarmal — so heimlich, daß es kein andrer sah — wechselte sie mit dem jungen Münchener einen freundschaftlichen Blick. Gerade dann, wenn sie den Sektkelch an die Lippen führte. Das verstand er; er trank sofort sein Glas leer.

Hernach fragte er sie, vom Champagner ermutigt, ob es wirklich ihm gegolten hätte. Und als sie lächelnd nickte, sah er sie strahlend an.

„Ich muß Ihnen auch noch 'was erzählen," sagte er vertraulich.

Sie standen mit den Mokkaschalen etwas abseits beim Flügel. Um die ganze übrige Gesellschaft, die in den glänzend erleuchteten Räumen wogte, kümmerte sich Purgstaller nicht. Es lag wie Feiertag auf seinem Antlitz.

„Im März geh' ich nach München zurück."

„Oh —!"

Steffi war das ganz unwillkürlich entfahren. Ihr leichter Schreck machte ihn noch mutiger.

„Sie können mir sogar Glück dazu wünschen. Noch kein Mensch weiß es hier. Aber Sie sollen's hören."

„Es hängt mit dem Münchener Preis zusammen?"

„Ja. Also jetzt steht's fest: ich hab' auch die Ausführung gekriegt."

Sie verstand das nicht voll zu würdigen. Nun setzte er ihr auseinander, was für eine bedeutende Sache das für ihn war. Er nannte schließlich auch Zahlen, die Summen, die ihm der ehrenvolle Auftrag einbringen konnte. Verständnis für Geld hatte sie nicht. Es gab keine Vergleichsmaße für sie. Aber sie begriff, daß Purgstaller sich nun gewissermaßen für einen „gemachten Mann" halten konnte.

Natürlich gratulierte sie ihm.

Er hielt seine Mokkaschale noch immer in der Hand. Auf den Fußspitzen wippte er sich auf und nieder. „Das hätt' ich damals — an dem Abend vom Hofball — wissen sollen, daß mir das Glück so ins Haus regnet. Dann wär' jetzt vielleicht schon vieles anders."

„Was zum Beispiel?"

„Ei, damals —" er wies mit dem Kinn nach dem anstoßenden Herrenzimmer, in dem er die denkwürdige Unterredung mit ihr gehabt hatte — „denken Sie denn, ich wär' da so zu Ihnen angestürzt gekommen und hätt' Sie so erschreckt?"

Etwas scheu sah sich Steffi um. Nun fing er doch wieder von der gräßlichen Sache an, und sie hatten doch ausgemacht, daß nicht mehr daran gerührt werden sollte. „Das ist ja längst überwunden, Herr Purgstaller," sagte sie unbehaglich abwehrend.

„Für mich nicht. Grad' jetzt stell' ich mir alles so vor ... Wenn ich damals den Auftrag schon fix und fertig im Sack gehabt hätt', so wie heut', dann wär' ich ganz einfach zum Lademar gegangen und hätt' gesagt: ‚So und so, das und das, Sie werden den Unsinn fein bleiben lassen, Herr Lademar,' hätt'

ich gesagt, ‚für die ganze Sach' steh' i ch Ihnen ein. Punktum!'" Er lachte. „Wenn ich mir bloß das dumme Gesicht von dem Männle vorstell' — was?"

Ihre Verlegenheit hatte sich eher gesteigert. „Drüben ist Ma. Sie sieht her. Reden Sie doch nicht davon. Bitte. Ja?"

Er wippte immer weiter auf den Fußspitzen und lachte nach wie vor. „Ja — und so trotzige Augen hätten Sie gemacht wie grad' jetzt, wenn Sie's gehört hätten. ‚Aber Herr Purgstaller — ich bitte Sie, was denken Sie sich eigentlich? Wie kommen Sie dazu?' Das hätten Sie doch sicher gesagt, nicht?"

„Ja, das hätt' ich. Allerdings." Sie sagte es fast ernst.

„Und ich — wie der edle Ritter — ersterbend, mit einer tiefen Verbeugung: ‚Mein gnädiges Fräulein, bitte sehr, das ist für mich bloß eine Kleinigkeit ...'"

Sie mußte nun doch über sein drolliges Spiel lachen. Natürlich war es der Champagner, der ihm so die Zunge löste. „Purgstaller, Sie sind ja ganz verdreht!"

„Famos, Herrgott, ja, das hätten Sie sagen müssen. Das hätt' mich wahnsinnig glücklich gemacht. Denn ich bin doch von Haus aus so arg schüchtern, wissen Sie. Aber das wär' dann der große Moment meines Lebens geworden. Je fuchtiger Sie mich ausgezankt hätten, desto mehr hätt' mir das Mut gemacht. Wahrhaftig." Er lachte wieder und sah sie beseligt an. „Es ist ja wahnsinnig unverschämt von mir, ich weiß ja, denn im Grund bin ich doch ein ganz armseliges Luder Ihnen gegenüber. Aber in dem Moment hätt' ich keine Rücksicht gekannt. Vorgestellt und gebettelt hätt' ich und alle Courage zusammengenommen, hätt' Ihre lieben Finger gepackt und abgeküßt und hätt' Sie schließlich gefragt ... Denn ich hab' doch jetzt Aussichten, ich kann mir alle Tag' ein eigenes Haus in München bauen, ja, das hab' ich kontraktlich, dort in der Kolonie ..."

Purgstaller brach plötzlich ab, denn Steffis Händen drohte das bedenklich klappernde Mokkatäßchen zu entgleiten. Sie war erschrocken herumgefahren: Baron Odd stand dicht hinter ihr.

„Ich höre ganz im geheimen, gnädiges Fräulein, was für ein schöner Festtag heute ist,“ sagte er in herzlichem Ton, „da möcht' ich gern meinen Glückwunsch anbringen.“

Die beiden starrten ihn an, als ob er aus einer ganz andern Welt käme. Er mußte merken, daß er störte, denn Steffi dankte nur höflich und kühl, und der junge Münchener blieb stockstumm und steif stehen und musterte ihn mit finsterer Miene.

Es war ein paar Sekunden lang eine unbehagliche Situation.

Da sprach zum Glück Frau Stern, die im Gespräch mit dem Hausherrn vorbeikam, Purgstaller auf die Notiz an, die sie im Abendblatt gelesen hatte. Andre kamen hinzu, das Thema wechselte, und Steffi wurde von der Fürstin Graez in eine Unterhaltung gezogen.

An diesem Abend gelang es dem Münchener dann nicht mehr, sie allein zu sprechen. Aber seine Augen führten eine besondere Sprache, so oft ihr Blick ihn streifte.

Sie wagte es noch nicht, die Fragen, die darin lagen, sich selbst zu beantworten.

War es ernst zu nehmen, was er ihr nach Tisch gesagt hatte? Sollte es ein richtiger Heiratsantrag sein? Hatte der Sekt ihm Mut gemacht, ihn in dieser Form anzubringen?

Es war die zweite Werbung um sie. Ihr erster Anbeter, ein Linienleutnant ohne Vermögen — übrigens auch bürgerlich — der sich während der letzten Manövereinquartierung auf dem Gut in sie verliebt hatte, war von Onkel Bernhard gleich bei den schüchternen Vorfragen abgewiesen worden. Und Marianne, der es die Mama geschrieben, hatte geantwortet: „Keine

Bange, wir werden für unser Kücken hier in Berlin schon 'was Besseres herausfinden!"

Ob Purgstaller Gnade vor ihren Augen finden würde?

Sie konnte sich das kaum so recht vorstellen.

Und was würde erst Schwager Otto dazu sagen, der für den jungen Münchener doch auch jetzt, nachdem er wegen seiner Übereilung Abbitte geleistet hatte, immer nur dies überlegene Lächeln zeigte?

Die innere Erregung, der Zwiespalt, in den sie geraten war, die unruhvolle Erwartung, machte sie besonders hübsch; es lag heute abend ein festlicher Glanz in ihren hellen Augen.

Ihre Mutter bemerkte ihn. Sie fragte auf der Heimfahrt aber nicht. Ob sie irgend eine Ahnung hatte, das brachte Steffi nicht heraus. Es lag indes eine starke Bewegung in der Stimme von Ma, als sie ihr daheim Gutenacht sagte und ihre Glückwünsche für das neuanbrechende Lebensjahr wiederholte.

Aus dem Hause ihres Schwiegersohnes — so höflich und so aufmerksam Fesca gegen sie war — kehrte die Exzellenz stets in einiger Verstimmung zurück. Für die „moderne" Ehe dort hatte sie eben kein Verständnis. Besonders tief hatte sie heute wieder die Wahrnehmung getroffen: Marianne ließ sich von Baron Odd in einer nicht mehr zu rechtfertigenden Art und Weise den Hof machen — und ihr Mann, der es zweifellos sah, kümmerte sich nicht darum. Sie gab ihrer Tochter unrecht und sie nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit ein ernstes Wort mit ihr darüber zu reden — aber die Gleichgültigkeit, die Fesca verriet, verletzte sie noch viel, viel tiefer. Lag ihm an der Liebe seiner Gattin nichts mehr, so durfte er doch seinem Hause, seinem Namen nicht die Schande widerfahren lassen ...

Zu der Aussprache zwischen Mutter und Tochter kam es in diesen Zeiten der rauschenden Feste nicht. Sie sahen sich nur selten, immer nur vor Zeugen. Marianne vermied das Alleinsein mit Ma wohl auch

geflissentlich. Sogar über ihre Absicht, in diesem Winter noch für ein paar Wochen nach St. Moritz zu reisen, hatte sie sich nur ganz gelegentlich einmal ausgelassen. Natürlich kränkte es die alte Dame, daß ihre Tochter gerade jetzt Berlin verlassen wollte. Aber sie vergrub es in sich. Sie verstand ihr Kind nicht mehr.

Zu Steffi äußerte sie sich über ihre Wahrnehmungen nicht. Sie gönnte der Kleinen das junge Glück an all dem Glanz, an dem sie teilhaftig wurde in diesen Winterwochen: Hoffestlichkeiten wechselten mit Bällen, Diners, Empfängen, Atelierbesuchen und allerlei sportlichen Veranstaltungen. Oft wurde die Nacht zum Tage gemacht. Dann mußte Steffi bis in die Mittagstunden Bettruhe halten, um für den neuen festlichen Abend wieder frische Kräfte zu sammeln.

In ihren brieflichen Berichten an Onkel Bernhard hielt die Exzellenz von Tarrach ihre bekannte humoristische Note fest. Sie hatte eine etwas altmodisch breite, aber sehr hübsch pointierte Art der Schilderung. Manchmal bekam Steffi einen der Briefe zu lesen, und hernach auch die Antwort des Onkels, dessen Schreibweise in ihrer landjunkerlichen Derbheit einen köstlichen Gegensatz zu dem feinen Stil von Ma bildete. Kleine Zwischenfälle aus dem täglichen Leben, über die man sich zuerst geärgert hatte, lasen sich in der brieflichen Darstellung hernach so amüsant, daß Steffi oft Tränen lachte.

Seit vierzehn Tagen ungefähr hatte Steffi keinen Brief vom Onkel mehr gesehen. Sie wollte danach fragen, vergaß es indes wieder in all dem Trubel, den besonders die Vorbereitungen zu den Lebenden Bildern auf dem großen Wohltätigkeitsfest verursachten.

Aber die hellen Augen der alten Exzellenz suchten jeden Morgen auf dem silbernen Präsentierbrett, das neben ihrem Frühstücksteller stand, zuallererst nach einem Brief von Onkel Bernhard. In den letzten Tagen mit steigender Unruhe. Herr von Groeben benutzte billige, graue Geschäftsumschläge, wie sie in

den vornehmen Handlungen des Berliner Westens gar nicht mehr geführt wurden. Seine Korrespondenz machte sich also schon äußerlich kenntlich.

Und an dem Morgen, an dem Frau von Tarrach auf dem Frühstückstisch endlich das bekannte graue Kuvert mit den steil aufgerichteten Buchstaben ihrer umständlich genau angegebenen Adresse bemerkte, schob sie den Brief rasch unter den Teller, so daß ihn ihre Tochter, die dicht hinter ihr eintrat, nicht sah.

Steffi fragte auch heute nicht. Sie hatte besonders viel zu erzählen. Gestern war die Generalprobe der Lebenden Bilder in dem großen Konzertsaal gewesen, in dem morgen abend das Wohltätigkeitsfest stattfand. Bis gegen Mitternacht war geprobt und geübt wo den. Professor Golter war mit nichts zufrieden gewesen. Immer wieder hatte er an der Beleuchtung, an dem Ineinandergreifen des begleitenden Orgelspiels dies und das auszusetzen gehabt. Die Mitwirkenden waren zum Schluß schachmatt gewesen. Aber einzelne Bilder hatten schon gestern große Begeisterung hervorgerufen und waren von den Besuchern der Generalprobe stürmisch beklatscht worden. Eine Glanznummer war das Bild von Guido Reni, das Marianne stellte. Man hatte sie wieder lebhaft gefeiert. Das morgige Fest versprach einen großartigen Erfolg; trotzdem der Eintrittspreis selbst für Berliner Verhältnisse sehr hoch war — man zahlte zwanzig Mark für das Billett — konnte eine Abendkasse überhaupt nicht stattfinden. Die Fürstin Graez, Schwager Fesca und Generalkonsul Stern, die den Finanzausschuß bildeten, waren fast sämtliche Karten schon im Vorverkauf losgeworden. Die Kaiserin und das Kronprinzenpaar hatten ihr Erscheinen zugesagt, es war auf diesem Festabend ein interessanter Ausschnitt aus dem modernsten Berlin zu erwarten. Und das schönste: dem wohltätigen Zweck floß allein schon aus dem Billettverkauf ein bedeutendes Kapital zu.

„Du hättest für heute aber keine Einladung mehr

annehmen sollen," meinte die Exzellenz, „um morgen abend recht frisch zu sein."

„Ich wollte noch gestern absagen. Aber Otto war außer sich: das dürfte ich nicht. Es ist ein Diner bei Sterns. Mie sagte auch, die Leute wären nun einmal so empfindlich ..."

Steffi plauderte weiter, aber ihre Mama hörte kaum zu. Seltsam zerstreut blickte sie immer wieder auf das silberne Tablett, auf dem die Zeitung und ein paar Prospekte von Berliner Geschäften lagen, die mit der Frühpost eingelaufen waren.

„Hat denn eigentlich Marianne in den letzten Tagen noch einmal über ihre Schweizer Reise gesprochen?" fragte die alte Dame hernach.

Dem Ton, der leicht klingen sollte, entnahm Steffi doch einen Nebenklang. Sie empfand es ebenso wie ihre Mutter als eine Kränkung, daß Mie sie in dieser Zeit verlassen wollte.

„Zu mir nicht. Fragen mocht' ich sie auch nicht." Sie hob den Blick vorsichtig und beobachtete den Ausdruck der Mutter: „Vielleicht — hat sie den Plan wieder aufgegeben."

„Meinst du?"

„Es wäre doch nett. Nicht? Weil sie keine Silbe mehr davon gesagt hat."

„Hm." Die Exzellenz ging dann rasch auf ein andres Thema über. Steffi mußte sich auch gleich auf den Weg machen. Die an den Lebenden Bildern Mitwirkenden versammelten sich mittags in Golters Atelier. Der Professor hatte eine große Farbenskizze entworfen, auf der sich die einzelnen Gestalten zu einer wirkungsvollen Gruppe vereinigten. Er brauchte noch eine letzte Sitzung. Wie lange sie währen sollte, konnte Steffi nicht angeben. Marianne hatte bestimmt, daß Steffi sie abholte, mit ihr frühstückte und nach der Sitzung eine Stunde lang im offenen Wagen spazieren fuhr.

Als Steffi sich verabschiedete, küßte sie ihre Mama

unwillkürlich noch etwas zärtlicher als sonst, als hätte sie an ihr etwas gutzumachen.

Sobald ihre Tochter die Tür hinter sich geschlossen hatte, hob die Exzellenz das silberne Brett auf, nahm den Brief und öffnete den grauen Umschlag. Aber es war nur eine einzige Seite mit den steilen, steifen Buchstaben des Herrn von Groeben bedeckt.

„Meine Liebe! — Ich bin Dir auf Dein letztes Schreiben, worin Du mir Deine Sorge über das Haus Fesca aussprichst, noch ein Lebenszeichen schuldig. Hier ist es. Ich danke Dir für Dein Vertrauen. Aber verzeihe mir, wenn ich es unterlasse, heute schon auf Einzelheiten einzugehen. Kurz bevor Dein Brief nämlich bei mir eintraf, schrieb Deine Tochter Marianne an mich. Ich bin ihr Diskretion schuldig, will, kann und darf sie nicht verletzen. Das eine, was Dir und mir längst kein Geheimnis war und worüber sie sich mit bemerkenswerter Offenheit ausspricht, muß ich heute aber doch zur Erörterung bringen. Es ist für mich der springende Punkt, der mein Verhalten Marianne gegenüber bestimmen muß. Das arme Mädel lebt nicht glücklich mit ihrem Mann. Du schriebst es mir wiederholt — nun bestätigt sie es selber. Ich habe mir darüber hier in der Einsamkeit allerlei dumme Gedanken gemacht. Ich bin sechsundsiebzig Jahre alt, also nicht mehr flügge genug, um nach Berlin zu reisen und selbst zu recherchieren. Da muß ich also Dich schon bitten, mir Klarheit zu verschaffen. ‚Cherchez la femme!‘ heißt's bei den Männern. ‚Cherchez l'homme!‘ bei den Frauen. Ich will nicht hoffen, daß eine unselige Leidenschaft die unerfahrene junge Frau zu verführen im Begriff ist. Aber die Möglichkeit wäre ja vorhanden. In dem Falle hieße es für mich: nicht Dinge vermengen, die miteinander nichts zu tun haben. Für Dich wohl ebenfalls. Wenn auch heutigentags für viele moderne Leute die Ehe, wenn sie ihnen nicht mehr behagt, nichts Wertvolleres zu sein scheint als ein schmutziges Hemd, das man von sich

wirst. Schreibe mir Deine Wahrnehmungen, bitte. Und zwar möglichst bald. Im übrigen: halte den Nacken steif, meine Liebe, und nimm den Handkuß Deines Dir treu ergebenen alten Onkels

Bernhard Groeben."

In fliegender Hast jagte der geängstigte Blick der alten Dame über die Zeilen. Dann las sie von neuem. Und endlich löste sich eine Träne aus ihren hellen Augen. Nicht der Mutter hatte sich Marianne anvertraut mit ihren Sorgen, sondern dem alten, einsamen, weltfremden Manne.

Um was handelte sich's? Was erbat sie von ihm? Mehr als seinen Rat? Etwas, das sie, die Mutter, der Tochter nicht geben konnte?

Sie harrte von vier Uhr ab am Fenster des Rokokosalons. So oft ein Wagen unten hielt, erhob sie sich. Durch die entlaubten Kronen der Bäume, die den Fahrdamm einfaßten, konnte sie die Personen erkennen, die ausstiegen. Wenn Marianne ihre Schwester hier absetzte, wollte sie das Fenster öffnen und ihr zurufen, sie sogleich noch heraufbitten ...

Aber dann kam Steffi zu Fuß. Und allein. Und es entging der Exzellenz nicht: Steffi war verstimmt, obwohl sie's nicht zeigen wollte.

Als sie fragte, erwiderte Steffi, sich über die Stirn fahrend: „Nur ein bißchen abgespannt bin ich. Wir mußten nämlich noch zur Durchlaucht. Eine schrecklich langwierige Sitzung. Und so viel Unerquickliches dabei. Die endlose Abrechnung vom Billettverkauf und sonst noch hunderterlei. Offen gestanden, ich geh' heut' abend furchtbar ungern."

Die alte Dame blickte recht kummervoll drein. Es stimmte nicht recht zu den ermunternden Worten, die sie an ihre Tochter richtete:

„Geh, Kind, freu dich noch der paar festlichen Tage. Wenn Marianne verreisen will, dann schränkst du das Ausgehen doch ein."

„Ach — gerade zu Sterns. Bei der Fürstin Graez wurde so allerhand Fatales zusammengeredet. Es heißt, zwischen ihrem Sohn und dem Generalkonsul hätte es 'was gegeben. Wegen Frau Stern. Und der Prinz käme heut' abend nicht."

„Du mußt dir nie derlei Klatsch erzählen lassen, Steffi."

„Ihr Mann ist mir womöglich noch unsympathischer als sie selbst. Aber wenn es wahr wäre — ich fände es abscheulich."

Quer über die Stirn zog sich bei der Exzellenz heute eine schmale Linie. Es war nun, als ob sie sich bei Steffis Worten immer schärfer, immer tiefer eingrübe. „Und Marianne — hat sie das auch gehört? Wie urteilt sie darüber?"

„Ich weiß nicht, ob sie's gehört hat. Sie war nebenan."

Steffi hob matt lächelnd die Achsel. „Mit Odd."

„Mit Odd." Die alte Dame wiederholte es tonlos und setzte zögernd hinzu: „Wie — neuerdings — häufig?"

Steffi nickte. Ein trotziger Ausdruck trat in ihr junges Gesicht. „Ich hasse ihn. Seine ganze Art hasse ich. Er hat kein Recht, sich so heranzudrängen an Mie. Ich wollt' mir schon so oft ein Herz fassen und es Mie sagen. Aber das kann ich doch nicht ... Weil ... Es käme ja fast wie Eifersucht heraus." Impulsiv erfaßte sie beide Hände ihrer Mutter. „Aber morgen sprichst du mit ihr darüber. Ja? Es muß sein. Und gerade jetzt. Vor ihrer Abreise. Denn ..." Sie schüttelte den Kopf und ließ die Arme mutlos sinken.

„Warum brichst du ab, Steffi?"

„Ach Ma — es heißt, Odd verreist in den nächsten Tagen auch. Und denke dir, die Gräfin Keltinghausen fragte ihn vorhin ganz impertinent: „Nach St. Moritz?" Es gab darauf ein verstohlenes Gekicher — ich glaube, ich bin ganz rot geworden. Siehst du, darüber kann

ich doch nicht mit ihr reden. Aber sie muß sich mehr in acht nehmen. Den Schein meiden, meine ich. Nicht?"

Die Exzellenz nickte und fuhr ihrer Tochter mit unsicherer Hand übers Haar. „Über all das werde ich mit ihr sprechen." Sie atmete tief auf. „Sag ihr heut' abend, daß ich morgen früh zu ihr komme. Daß ich sie sprechen m u ß."

Sie wußte sich sogleich wieder zu beherrschen, wechselte das Thema und brachte ihre Tochter dann zum Plaudern über behaglichere Dinge. Steffi sprach über das morgige Fest und viele ihrer Tänzer. Nur Purgstallers Namen erwähnte sie nicht. Als widerstrebte ihr's, ihn in einem Atem mit den Männern zu nennen, die heute in aller Leute Mund waren: Prinz Graez und Odd!

* * *

Als es sich ergab, daß die Generalprobe zu den Lebenden Bildern schon zwei Tage vor dem großen Wohltätigkeitsfest stattfinden mußte, hatten sich Sterns sofort die Zusage ihrer Bekannten für den freigewordenen Abend gesichert. Es sollte nur ein kleiner Kreis zusammenkommen, aber der improvisierte Empfang wuchs sich allmählich zu großartigen Vorbereitungen aus. Wie häufig in dem gastlichen Hause des Generalkonsuls diente ein Konzert von hervorragenden Künstlern als Einleitung. Den musikalischen Genüssen folgte das Souper; daran schloß sich ein Tanz. Schöne Frauen und kostbare Toiletten gab es bei Frau Ethel stets zu bewundern.

Aber trotz der vielversprechenden festlichen Programmnummern wollte sich diesmal zu Anfang keine rechte Stimmung einstellen. Die Gesellschaft kam nicht in Fluß, einzelne Paare, einzelne Gruppen sonderten sich ab, steckten die Köpfe zusammen — und fuhren auseinander, wenn ein Fremder hinzutrat. Es war irgend ein großer Klatsch im Gange.

Odd hatte schon im Salon Ihrer Durchlaucht dies und das munkeln hören. So hieß es, zwischen dem Prinzen Graez und dem Gatten der blonden Mrs. Ethel habe es einen Auftritt gegeben. Der Generalkonsul war auch merkwürdig still und verschlossen. Er bot nicht mehr Liebenswürdigkeit auf, als unbedingt erforderlich war. Um so beweglicher, bezaubernder zeigte sich die Hausfrau. Sie spielte natürlich Komödie.

Aber um Sterns handelte sich's heute abend gar nicht mehr. Zufällig ward Odd Zeuge eines kurzen Gesprächs zwischen Golter und dem Geheimen Sanitätsrat Hassebrank. Fescas Name ward darin genannt — in seltsamer Verbindung mit der Abrechnung des Arbeitsausschusses, die heute nachmittag hatte erfolgen sollen.

Golter steckte nicht im Frack. Er hatte die Einladung nicht annehmen können und war nur gekommen, um noch rasch mit einigen Gästen zu sprechen, die hier erwartet wurden. Noch vor Beginn des Konzerts mußte er das Haus verlassen, denn er hatte im Festsaal die halbe Nacht hindurch mit den letzten Vorbereitungen für morgen abend zu tun.

Als Odd ihn ansprach, entschuldigte er seine Straßentoilette: „Ich bin in so wahnsinniger Eile, und nun muß ich noch auf den kleinen Münchener warten, meinen Adjutanten. Der soll mir bei den Dekorationen helfen. Aber im ersten Schreck hat der doch sicher auch den Kopf verloren."

Odd hielt den Professor fest und forderte genauere Auskunft: im Schreck worüber?

„Nichts als Gerede ist's. Die Berliner müssen eben immer etwas durchzuhecheln haben. Fesca hat sich die Keltinghausens spinnefeind gemacht. Das ist die Quelle des Übels. Ohne Frage."

„Was ist das für eine Geschichte mit Fesca? Nein, Professor, ich lasse Sie nicht fort."

Golter lachte. „Damit Frau Marianne hernach brühwarm erfährt: ich sei die Klatschbase gewesen? Ich

werde mich hüten. Mit so schönen Frauen verderbe ich mir's nicht." Er blinzelte dem Schweden lustig zu. „Und Ihnen, lieber Baron, rate ich auch: ärgern Sie mir meine heilige Magdalena nicht! Sie muß morgen abend so himmlisch, so berückend aussehen, daß alle Männer den Verstand verlieren! Nein, noch mehr: alle Frauen! Vor Neid, Sie verstehen!" Er brach lachend ab und wandte sich der eilig in der Tür erscheinenden Hausfrau zu, die ihn offenbar suchte. „Oh, Mrs. Stern, I am in such a hurry to go . . ." Und ohne weiteres nahm er ihren Arm und zog sie mit sich dem Ausgang zu.

Das Konzert war schon längst im Gange, als der Kammerherr mit seiner Frau und seiner Schwägerin erschien. Er war jovial wie immer, frisch gepudert, festlich gestimmt, und tauschte nach allen Seiten Händedrücke aus.

Marianne trug eine Toilette, in der Odd sie noch nicht gesehen. Transparenter weißer Seidentüll lag über einem engen rosafarbenen Unterkleid aus Seidenmusselin. Weiche, seidene, fransenbesetzte Echarpes umgaben die Schultern, verschleierten aber leicht den entblößten Arm und flossen an dem tiefen Ausschnitt schwungvoll hinab. Sie hielt sich stolz aufrecht. Ihre schlanke Gestalt kam in dem wie angegossen sitzenden Kleid wundervoll zur Geltung.

Die Damen musterten sie mit Kennerblick und raunten einander hinterm Fächer zu: „Hochmodern. Sie trägt keine Dessous." — „So kann eben nur jemand gehen, der ihre klassische Junofigur hat." — „Aber herrlich fällt die Schleppe. Sehen Sie nur, so beim Schreiten . . ."

Odd hatte wieder alles rund um sich her vergessen. Der Anblick Mariannes peitschte sein Blut auf, machte ihm das Herz pochen, sogar die Stimme schwanken. Es war eine Leidenschaft geworden, die er nicht mehr meistern konnte. Wenn er sich in der Nähe andrer auch mit seinen Worten in acht nahm — seine Blicke

verrieten ihn, seine heiß aufflammenden Blicke, die eine Brücke schlugen zwischen ihr und ihm, ob auch hundert Augen im Umkreis Wächter spielten. Immer waghalsiger hatte er ihr seine Huldigung dargebracht, denn allein hatte er sie seit dem Eislauftage nicht mehr zu sprechen bekommen. Es war wie verhext. Aber ein Schwindel erfaßte ihn, ein Taumel, wenn er sich vorstellte, daß es ihm möglich sein sollte, ihr schon in wenigen Tagen weitab von Berlin, weitab von allen lästigen Zeugen, zu begegnen ...

Er hatte die Absicht seiner Abreise nicht überall verheimlichen können. Die indiskrete Frage der Gräfin Keltinghausen war ihm daher heute stark in die Glieder gefahren. Wenn das Gerede in dieser Art weiter lief, konnte es zwischen Marianne und ihrem Gatten zu einer Auseinandersetzung kommen, die sie veranlaßte, die Fahrt aufzugeben.

Fesca war ihm noch immer ein Rätsel. Auch nicht um einen Schatten hatte die Liebenswürdigkeit des Kammerherrn ihm gegenüber abgenommen. Aber Odd fühlte sein Gewissen doch bei jeder Begegnung sich regen. Und das Gerücht über den Zusammenstoß zwischen dem Prinzen Graez und Mrs. Ethels Gemahl hatte ihn ernstlich nachdenken gemacht.

Wenn es bekannt wurde, daß ihre Begegnung draußen verabredet war, so war ein Ehrenhandel zwischen ihm und dem Kammerherrn unvermeidlich. In Schweden lachte man über diese Zweikämpfe, mit denen auf dem Kontinent jedes Leidenschaftsdrama abschließen mußte. Der immer liebenswürdige, immer herzlich und freundschaftlich ihm entgegenkommende Mann tat ihm fast leid. Fesca hatte Mariannes Liebe nie besessen. Und sollte nun vielleicht sein Leben für sie einsetzen?

Bei der Begrüßung beugte sich Odd tief auf die Hand der jungen Frau nieder und küßte ihre Finger, die er heftig preßte, mehrmals hintereinander. Es war ihm ganz unmöglich, sich zu beherrschen. Er achtete

die Gefahr der lauernden Blicke nicht mehr. Die körperliche Berührung war für ihn keine zarte, wonnige Beseligung, wie früher; sie wirkte auf ihn wie ein Peitschenschlag, der sein Blut rascher durch die Adern jagte.

Mit heißem Kopf erhob er sich, da er den kurzen Ruck ihrer Hand wahrnahm, der ihn warnen sollte.

„Wie schön Sie heute abend wieder sind!" sagte er tonlos.

Sie sah ihn mit ihren großen, jungen, hellen, glückhungrigen Augen durchdringend an, blieb aber stumm.

Der schwungvolle Vortrag von ein paar „Reißern", die der beliebten Sängerin von der Komischen Oper abgeschmeichelt worden waren, brachte Leben in die Gesellschaft. Die Teilung in flüsternde Gruppen ließ nach. Mit einem gewissen hektischen Eifer war auch die Hausfrau bemüht, Stimmung zu machen. Es lag heute etwas Fahriges, Eckiges in ihren Bewegungen, sie lachte dabei sehr viel, tauchte überall auf, immerzu um das Wohl ihrer Gäste bemüht.

Für das Souper, das dem Konzert folgte, war keine feierliche Tafel vorgesehen. „Es ist ja alles ganz improvisiert, ganz zwanglos," sagte sie mehrmals. Man speiste an kleinen Tischen, die nicht nur im Speisezimmer, sondern auch in den übrigen Räumen verstreut aufgestellt waren.

Steffi hatte ihrem Freund Purgstaller ihre Zusage gegeben. Doch kurz vor Beendigung des Konzerts ward der Münchener aus der Gesellschaft abgerufen; Golter schickte nach ihm, er brauchte ihn sofort dringend bei der Aufstellung der Dekorationen, und Purgstaller sollte ihm aus dem Atelier auch gleich verschiedene Photographieen mitbringen. Purgstaller war untröstlich, leistete dem Ruf aber Folge. Während das letzte Stück seinen Fortgang nahm, begab er sich hinauf, um die Blätter zusammenzusuchen. Kaum hatte er sie aufgestöbert, da schloß unten auch schon die Nummer, und in das lärmende Beifallklatschen mengte sich die

Unruhe des Durcheinanderlaufens. Man begab sich zu Tische.

Als er die Wohnung wieder betrat, sah er Steffi bei ihrer Schwester stehen. Odd wollte die Gräfin Fesca zu Tisch führen, zögerte aber, da deren Schwester noch nicht untergebracht war. Lächelnd tröstete Steffi den Münchener, der die Kunde von seiner Abberufung wie eine Hiobspost vorbrachte. Er wollte es der Hausfrau melden und sie bitten, noch rasch einen andern Tischherrn an seiner Stelle zu bestimmen.

Inzwischen war aber schon Ersatz da, ein junger Kriegsakademiker, der sporenklirrend der Freiin von Tarrach seine Verbeugung machte.

„Danke Ihnen herzlich," sagte Steffi, Purgstaller die Hand gebend, „bemühen Sie Frau Stern nicht weiter; sie ist von zu vielen Seiten in Anspruch genommen."

Purgstaller fand nicht so rasch wie sie die Fassung. Er musterte den jungen Offizier fast feindselig. Dann entsann er sich, daß er den Schlüssel zum Atelier der Hausfrau abliefern sollte, die versprochen hatte, morgen früh die Abholung der Kostüme selbst zu überwachen. Seine Umständlichkeit wirkte ebenso drollig wie seine eifersüchtige Verzweiflung. Odd nahm ihm lachend den Schlüssel ab, um ihn weiterzubefördern. Es drängte ihn, den Münchener los zu werden, vor allem aber Mariannes Schwester, deren ernst forschenden, mahnenden, mitunter geradezu drohenden Blicken er ausweichen wollte.

Nun ging es zu Tisch. Purgstaller begegnete im Entree noch eben der italienischen Kapelle, die während der Tafel aufspielen sollte. Es waren charakteristische Typen. Die Leute trugen Nationaltracht und hatten Geige, Guitarre und Mandoline mit. Ein Applaus empfing sie drinnen. Die Stimmung hatte sich schon sehr gehoben. Der Champagner, das ungezwungene Arrangement des Soupers an kleinen Tischen, die bekannten neapolitanischen Volkslieder und Gassenhauer,

die bei den meisten Anwesenden Reiseerinnerungen weckten, regten die Plauderlust noch mehr an.

Odd hatte es so einzurichten gewußt, daß er in ein andres Zimmer kam als Steffi. Die Verstimmung wich nun rasch von ihm. Er war wieder ganz Nerv, ganz Temperament in Mariannes Nähe. Die andern Paare am Tisch stellten sich harmlos, beobachteten aber jeden Blick, den er mit seiner Nachbarin tauschte, achteten auf jedes Wort.

Noch während das Dessert gereicht wurde, gab es neue Vorträge. Allerlei Talente aus der Mitte der Gäste ließen sich hören. Auch den Attaché bat die Hausfrau, ein Versprechen wahrzumachen, das er ihr längst gegeben. Er sträubte sich erst, erklärte sich endlich aber doch bereit. „Ich singe nur für Sie!“ flüsterte er Marianne verstohlen zu, als er sich erhob.

Frau Stern hatte seine fünfsaitige Laute holen lassen. Auf der Diele, wo die Italiener saßen, stimmte er sein Instrument, dann schlang er das blaue Band um den Nacken und stellte sich ungezwungen präludierend neben die Kapelle. Er bot ein prächtiges Bild: die schlanke Gestalt, der charakteristische Kopf, der temperamentvolle Ausdruck seiner Augen, deren Blicke immer wieder zu dem einen Punkt zurückkehrten . . .

Mit hübscher, weicher Stimme und gutem Vortrag sang er zur Laute zuerst ein französisches Volkslied, darauf eine italienische Kanzone. Es ward ihm so lebhafter Applaus dafür gespendet, daß in den Berufsmusikern der Neid aufstieg.

Einige der Anwesenden, die früher einmal die Belmannslieder von ihm gehört hatten, verlangten stürmisch einen schwedischen Vortrag von ihm.

Leicht nickte er, als Dank für den Beifall, und präludierte von neuem — aber zur großen Überraschung gab er keines der Schelmenlieder von Belmann zum besten, sondern er sang in schwedischer Sprache das bekannte Liebeslied des norwegischen Komponisten Grieg: „Jag elskar dei!“

Und nun erst kam Schwung, kam das rechte Feuer in seinen Vortrag; seine Stimme klang viel voller, viel wärmer als zuvor. Geradezu leidenschaftlich steigerte sich der Refrain zum Schluß der letzten Strophe.

Die Gäste hatten fast ohne Ausnahme ihre Plätze verlassen. In allen Türen drängten sie sich. Man wollte den Sänger auch sehen.

Odd war ein paar Schritte weit von der Kapelle abgerückt. Er sang in der Richtung auf das Zimmer, in dem Marianne saß. Er sang wirklich nur für sie — er sah sie an, sie allein — und bei dem letzten, stürmischen „Jag elskar dei!“ ging ein Zittern über seine Gestalt. Er ließ die Laute sinken und brach das Nachspiel ab.

Jubelnd ward Beifall geklatscht.

Er nickte flüchtig, fast verwirrt, wie erwachend, und kehrte an seinen Platz zurück, ohne zu hören, was man zu ihm sprach. Die Erregung stand noch in seinen Zügen. Er küßte Marianne die Hand. Sie bemerkte, daß er ganz blaß geworden war, und sie sah die Pulse an seinen Schläfen arbeiten.

„Haben Sie dem Text folgen können?“ fragte er dann leise, noch immer atemlos.

Marianne nickte. „Ich kannte das Lied,“ sagte sie ebenso leise, selbst stark bewegt, von dem Sturm aufgerüttelt, der durch seinen Vortrag gegangen war. „Und ich hätte den Inhalt verstanden — auch ohne den Text zu kennen.“

Krampfhaft preßte er ihre Hand und wiederholte flüsternd die Schlußworte des Liedes. Es war ein wahres Fieber, das aus ihm sprach.

In diesem Augenblick ging es zum Tanz. Sie erhoben sich und waren unter den ersten Paaren in dem zum Tanzsaal hergerichteten Herrenzimmer.

Und von da an pausierten sie an diesem Abend keine Tour. Kaum daß sonst jemand Gelegenheit fand, von der Gräfin Fesca einen Tanz zu bekommen.

Mehrmals hatte Steffi versucht, ihre Schwester

allein zu sprechen. Aber es war nur zu der kurzen Erledigung ihres Auftrags gekommen, denn Marianne war stets umschwärmt — vor allem wich Odd kaum eine Minute aus ihrer Nähe.

Kurz vor Mitternacht kam Fesca aus dem Spielzimmer, in dem ein Teil der Herren bei den Karten saß. „Der Wagen ist da. Ich hatte ihn für Steffi auf zwölf Uhr bestellt. Wenn du mit ihr fahren willst ... Ich muß Stern noch heute abend dringend sprechen, weiß also nicht, wann ich komme."

Sie nickte stumm. Darauf suchte sie ihre Schwester und teilte ihr mit, daß der Wagen sie erwarte. Steffi war sofort zum Aufbrechen bereit, wollte aber ohne Abschied verschwinden, und Marianne begleitete sie ins Entree. Die Tür zum Treppenhaus stand den ganzen Abend weit offen. Trotzdem es geheizt war, wollte Steffi nicht dulden, daß ihre Schwester sich in ihrer ausgeschnittenen Toilette einem Temperaturwechsel aussetzte.

Schon tauchte Odd wieder in der Tür vom Tanzsaal auf, unruhig nach seiner Tänzerin ausspähend.

Steffi ließ sich vom Diener rasch ihren Abendmantel umhängen und gab Marianne die Hand zum Abschied. „Du kommst morgen selbst zu Ma?" fragte sie dabei noch einmal und sah sie bang erwartungsvoll an. „Gewiß? Ganz früh?"

Marianne bejahte und begleitete die Schwester noch bis auf die Treppe. Der Diener eilte voran, um unten dem Portier zu klingeln und den Wagenschlag zu öffnen. Es entging Marianne nicht, daß Steffi es absichtlich unterließ, sich nach Odd umzusehen.

In diesem Augenblick kam Odd besorgt hinter ihnen drein. Er hatte Mariannes hermelingefütterten Abendmantel, der am Ende des Kleiderrechens hing, sofort herauserkannt und vom Haken genommen. „Sie holen sich den Tod in dieser Zugluft, Gräfin!" rief er, ihr den Pelz umgebend.

Nun mußte Steffi dem Attaché doch die Hand zum

Abschied reichen. Sie tat es zögernd, widerwillig, wenn nicht furchtsam. Hastig lief sie dann die Treppe hinab, dem Diener nach.

Der ernste Blick der Schwester hatte Marianne tiefer getroffen, als sie sich's eingestehen mochte.

„Es wäre besser," sagte sie, „ich ginge gleich mit."

„Marianne —!"

Odd faßte ihre Hand und preßte heiße Küsse darauf.

Unten ging die Haustür. Marianne kehrte zum Entree zurück. Der große Vorraum war im Augenblick ganz leer. Aber aus allen Zimmern, die an die Diele grenzten, tönte das Stimmengewirr der Gäste. Und nun setzte auch die Musik der Italiener wieder ein. Es war das Präludium zu einem Gesangsvortrag, der die Tanzpause ausfüllen sollte.

Um aus dem Lichtschein der Eingangstür herauszukommen, zog Odd die junge Frau zu der aufwärts führenden Treppe.

„Marianne!" flüsterte er wieder bittend. „Hundert Fragen hab' ich an dich. Wie hungere ich auf die paar Minuten, dich allein zu sprechen. Immer sind andre da, drängen sich zwischen uns ... Wann wirst du reisen? Wo werden wir uns sehen?"

„Still!" Erschrocken blickte Marianne zurück. Es war ihr, als hörte sie im Entree Stimmen. Irgendwelche Gäste verabschiedeten sich dort von der Hausfrau; sie kamen also in der nächsten Minute hier vorbei.

Odd übersah die Situation. Rasch zog er Marianne auf der mit dicken Teppichen belegten Treppe ein paar Stufen höher ins Dunkle. Ungesehen konnten sie hier verweilen, bis die Fremden das Entree verlassen hatten. Sein Mund war an ihrem Ohr. Flüsternd — unter starkem Herzklopfen, das sie hören mußte — bat er sie, auf ihn zu hören. Sie sollte nicht gleich wieder in den Tanzsaal zurück — jetzt war vielleicht die einzige Möglichkeit, daß sie ein paar Augenblicke allein blieben.

Und plötzlich entsann er sich, daß er Golters Atelier öffnen konnte. Mit ein paar raschen, fast unhörbaren

Schritten war er oben an der Tür, suchte im Halbdunkel, holte den Schlüssel, den ihm Purgstaller gegeben, schloß auf und schaltete im inneren Korridor das Licht der Moscheeampel ein.

Unter lebhaftem Sprechen verließ ein kleiner Trupp Gäste die Sternsche Wohnung. Auf der Treppe trällerte eine der Damen die Melodie des Liedes mit, das im Musikzimmer von der Sängerin vorgetragen wurde. Es war ein sentimentales, aber sehr einschmeichelndes italienisches Lied von Tosti.

Marianne befand sich in fieberhafter Erregung. Es drängte sie ja selbst zu der wichtigen Aussprache! Wo bot sich ihnen wieder die Gelegenheit vor ihrer Abreise? Auf dem morgigen Fest bekamen sie einander nur flüchtig zu sehen — und jedes Wort war da wie geraubt.

Noch ein paar Sekunden lang lauschte sie nach unten — dann folgte sie ihm, trat hastig in den Flur ein, und Odd schloß leise die Gangtür hinter ihr.

Die Türen zu den beiden Ateliers standen auf. Wie verzaubert wirkten die ihr sonst so genau bekannten Räume. Durch die mächtigen Oberlichtfenster sah die sternklare Nacht herein. Geheimnisvoll wirkten die Staffeleien, die dunkeln, großen Möbel mit den Intarsien- und Muschrabijearbeiten, die Riesengobelins, die Gliederpuppe auf dem Podest, die mit einer Damenrobe drapiert war. Vom Gang aus fiel nur ein paar Schritt weit der matte Lichtschein der Moscheeampel in die Vorderräume.

Eine unerklärliche Furcht vor der Leere und Stille hier oben packte Marianne an. Unwillkürlich sprach sie nur im Flüsterton, obwohl die Musik, der Gesang das ganze Haus erfüllte.

Odd hielt ihre Hand. Er atmete schwer. Es war ihm kaum möglich zu sprechen. Er preßte ihre Hand an seine Brust, und sie erschrak über das wilde Arbeiten seines Herzens, das sie fühlte — das sie zu hören glaubte. Hastig machte sie sich von ihm frei.

„Man wird mich suchen —“ Sie wandte sich plötzlich wieder der Flurtür zu, von Fluchtgedanken erfüllt.

„Hier nicht!“ stieß er aus. Er folgte ihr und drehte rasch das Ampellicht wieder aus. Es lag gar kein Klang in seiner Stimme. Die Erregung schnürte ihm die Kehle zusammen.

Und in einem wahren Sturm der Leidenschaft riß er sie nun an sich, küßte ihr die Augen, den Mund, die Wangen, das Kinn, den Hals. Als der Mantel dabei von ihren Schultern fiel, preßte er sein glühendes Antlitz auf ihre nackte Schulter.

Sie wehrte ihm nun nicht mehr. Sie fühlte, wie ihr Wille mehr und mehr gelähmt ward. Und Tränen lösten sich aus ihren Augen.

„Du weinst, Marianne?“ fragte er, sich aufrichtend.

Sie schüttelte den Kopf. „Das sollst du nicht sehen,“ gab sie flüsternd zurück.

Eine Weile standen sie schweigend, schwer atmend, in der Ateliertür.

Er hob ihren Mantel auf. „Komm, Marianne,“ sagte er zärtlich bittend. Und indem er sie umfaßte und ihren Kopf an sich lehnte, führte er sie im Halbdunkel weiter.

Auf dem breiten Diwan, der mitten im Atelier stand, ließ er sie nieder. Ein schmaler Lichtstreifen vom Atelierfenster her traf das Kopfende. Sie konnten in dem matten Schein noch eben ihre Gesichter erkennen. Odd breitete den Mantel über die Lehne. Von dem leuchtenden Hermelin hob sich nun ihre Gestalt deutlich ab. Er ließ sich neben ihr auf ein Knie nieder, lehnte sich mit dem rechten Arm auf das hohe Polster, den Kopf aufstützend, mit der linken Hand preßte er ihre Rechte immer wieder an seine Lippen. Nur handbreit waren ihre Gesichter voneinander entfernt. Ihr Hauch mischte sich.

In zärtlichen Worten schilderte er ihr, wie er sich nach ihr gesehnt hatte in dieser ganzen schmerzlich-

süßen Zeit. „Du weißt es ja nicht, Marianne, wie das einen Mann aus allen Bahnen reißen kann.“

Sie mußte, während er sprach, mit halbem Ohre immer der Musik lauschen. Jetzt, wo sie sich an die Leere, den weltentrückten Frieden hier oben gewöhnt hatte, empfand sie die Stimmung der geheimnisvollen Umgebung berückend: das gedämpfte Licht, das Ungewisse aller Linien, die Sterne am Nachthimmel — die flüsternde, werbende Stimme, die mit der Musik verschmolz, die bittenden Augen dicht vor ihr — den heißen Atem, der über ihr Antlitz, über ihre Schultern strich, ihr Haar bewegte ...

Nun drang er bittend forschend in sie: sie sollte ihm beichten, ob er ihre erste wirkliche Liebe sei. Sie hatte ein ganzes Heer von Bewunderern, das wußte er. Seit Jahren lebte sie in unglücklicher Ehe. Ob es denkbar sei, daß ein Weib mit wachen Sinnen dem Glück scheu auswich, das überall lockend und bittend die Hände erhob.

Es war ein fast schmerzliches Lächeln, das über ihr Antlitz glitt. „Was für ein Glück meinst du?“ sagte sie, matt den Kopf schüttelnd. Leiser, fast traurig, setzte sie hinzu: „Und was für Frauen?“

Sie sprach darauf aus früheren Jahren ihrer Ehe. Aus der Zeit, wo sie noch Kämpfe zu bestehen gehabt hatte. Zuerst nur zögernd. Sie lauschte dabei selbst mehr dem Klang ihrer eigenen Stimme als dem Inhalt ihrer Worte. Aber durch Fragen, durch Einwürfe regte er sie an, weiterzusprechen. Sie empfand es allmählich mehr und mehr als eine Erlösung, sich dies alles von der Seele wälzen zu können. Auch die Tränen, die sich ihr wieder in die Augen drängten, empfand sie als Linderung.

„Und du hättest dieses Leben still und geduldig so ertragen, Marianne? Weiter bis in alle Ewigkeit, Tag für Tag, Jahr um Jahr?“

„Was mir fehlte — kannte ich ja noch nicht,“ sagte sie einfach.

„Aber du bist verfolgt worden, überschüttet mit Huldigungen. Ach Marianne — ich kenne doch die Männer.“

„Ich kannte sie auch. Und darum haßte ich sie. Ja — lange Zeit hindurch haßte ich sie.“

„Jetzt blickst du fast böse, Marianne.“ Schmeichelnd umfaßte er ihren Kopf mit beiden Händen und küßte ihre Augen. „So sollst du mich nicht ansehen.“

„Es ist nun alles überwunden. Ich bin glücklich. Denn es ist klar in mir geworden. Noch wenige Tage — dann bin ich frei, erlöst.“

Nun sprachen sie über ihre allernächsten Pläne.

Marianne gab ihren Verwandten und Bekannten an, daß sie nach St. Moritz fuhr. Aber sie reiste nach einem andern Winterkurort der Schweiz, Kandersteg, wo sie eine Begegnung mit Berlinern, die sie kannten, nicht zu fürchten brauchte. Von dort kehrte sie Ende März nach Deutschland zurück. Bei ihrem Onkel Bernhard Groeben wollte sie dann in aller Stille warten, bis die Scheidung erfolgt war.

„Ich hätte nie gedacht, daß ich je den Mut haben würde, daran auch nur zu denken: in die Freiheit zu fliehen, ins Licht! Und heute fasse ich's nicht mehr, daß ich die lange, lange Zeit so mit stumpfen Sinnen und kaltem Herzen hab' in meinem dunklen Gefängnis sitzen können ... Wie entsetzlich leer war es doch, wie entsetzlich leer!“

Er preßte sie an sich und küßte sie wieder. „Denke nicht zurück, Marianne. Denke an jetzt, an die Zukunft. Was für ein Glück lacht uns!“ Er rechnete aus, welchen Zug er benutzen konnte. Am besten war's, er nahm den Abendzug, und sie folgte am andern Morgen. Auf dem Fest sahen sie sich dann freilich nur flüchtig. Vielleicht war das jetzt aber geboten. „Ach, Marianne, wie ich die Stunden zählen werde!“

Ein jäher Schreck durchfuhr plötzlich beide.

... Die Glocke im Korridor schlug an ...

Marianne wollte emporschnellen, aber Odd hielt sie fest an sich gepreßt.

„Still — Keine Bewegung!“ flüsterte er.

Sie lauschten.

Abermals ward draußen auf den Klingelknopf gedrückt Sie hörten jetzt, daß zugleich mit der Glocke im Korridor die im Dienerzimmer anschlug, das nach dem Hofe zu lag.

An die eine Möglichkeit dachten sie beide erst in dieser Sekunde, daß der Atelierdiener drüben übernachtete. Blitzartig schoß ihnen die Vorstellung durch den Sinn, daß sich im nächsten Augenblick die Tür drüben öffnen, daß ein Lichtschein über den Flur fallen müsse und daß Golters Diener erscheinen werde, um nach dem späten Einlaßbegehrenden zu sehen.

Dann waren sie entdeckt.

Sie hielten den Atem an. Unten hatte der Gesangsvortrag soeben sein Ende erreicht. Dem rauschenden Nachspiel folgte lärmender Beifall.

Mitten in das Klatschen und Rufen klang zum dritten Male das Klingeln an der Entreetür — langanhaltend.

Drüben im Dienerzimmer rührte sich nichts.

Eine Ewigkeit erschien es beiden, dieses spannungsvolle Warten. Sie hatten sich die Gesichter wieder zugewendet. Ihre Blicke tauchten ineinander.

„Da!“ flüsterte Marianne schreckhaft, aber ganz leise, nur einem Hauch gleich, und wies mit dem Kinn in die Richtung der Tür.

Man hörte Schritte. Männerschritte.

Marianne fühlte ein Zittern in den Gliedern. Sie hätte in ihrer Erregung beinahe laut aufgeschrieen.

Aber die Schritte entfernten sich. Sie waren draußen auf dem Treppenabsatz geblieben, hatten sich nur so laut und so nahe angehört, weil der Fremde den Teppich verließ. Nun klangen sie dumpfer. Der späte Gast hatte den Treppenläufer wieder erreicht. Langsam stieg er hinab.

Odd ging auf den Fußspitzen zur Ateliertür, horchte hinaus, wagte sich dann weiter. Da eine Diele knarrte, blieb er stehen.

Auch der Fremde auf der Treppe blieb stehen.

Lange, lange warteten sie so.

Aber dann hörte man wieder den dumpfen Klang der Schritte auf dem Teppich — und kurz und fest darauf die ersten Schritte auf dem Parkett des unteren Flurs.

Der Fremde war in die Sternsche Wohnung eingetreten.

Vorsichtig legte Odd die Kette vor. Auf den Fußspitzen kehrte er ins Atelier zurück und schloß, so leise er konnte, die Tür hinter sich.

Marianne hatte ihr Antlitz in das Kissen gepreßt. Sie weinte vor Angst.

Aber Odd suchte sie lachend zu beruhigen. Irgend ein Bekannter des Professors hatte wohl den Versuch gemacht, ihn herauszuklingeln und hinunter in den fröhlichen Kreis zu holen.

Sein Lachen täuschte sie nicht; es klang gezwungen. „Nein, nein. Alle wissen, daß Golter hier nur seine Ateliers hat. Nein, es war jemand anders, es war ...“

„Marianne! Liebste!“ Er setzte sich zu ihr, umschlang sie, hob ihren Kopf und wandte sich ihr Gesicht zu. „Wer soll es denn gewesen sein?“

„Jemand, der mich suchte!“ stieß sie furchtsam aus.

„Dein Mann?“

„Ja. Vielleicht.“

Er wollte nicht dulden, daß sie weinte. Leidenschaftlich küßte er sie. Im Taumel, sich seiner Heftigkeit wehrend, nach Luft ringend, sank sie zurück.

„Ich halt' es nicht aus hier. Komm. Bitte. Wir müssen hinunter.“

„Unmöglich. Das ist jetzt doch ganz unmöglich.“

„Dann wollen wir in den Flur treten und lauschen. Bitte, bitte. Und wenn alles still ist, gehen wir.“

„Nein, nein, Marianne. So bald dürfen wir hier nicht heraus. Und ich freue mich darüber. Siehst du, nun sind wir gefangen."

„Gunnar!"

Voller Vorwurf hatte sie seinen Namen ausgestoßen. Aber ihn erfüllte es mit einem wahren Jubel, daß er seinen Vornamen von ihr hörte. Er stellte fest, daß sie ihn nie zuvor so genannt hatte. Vielleicht nur, um sie auf andre Gedanken zu bringen, hielt er an dem Thema fest. Und mit neuen Küssen dankte er ihr. Sie konnte nicht zu Atem kommen.

Unten begann nun wieder die Kapelle mit der Tanzmusik. Sie spielten die modernen Walzer sehr gut, manche davon rein nach dem Gehör. Ein paar fremdartige Harmonieen, pikante Vorhalte und Tempounterschiede wirkten da besonders aufregend, überraschend.

„Wir wollen so lange bleiben," sagte er, „bis die Italiener gehen. In dem Durcheinander beim allgemeinen Aufbruch bemerkt man uns nicht."

„Ich traue mich nicht aus der Tür. Und wir müssen, müssen doch ..."

„Ich bringe dich hernach hinunter und rufe dir einen Wagen, laß mich nur für dich sorgen. Und im Nu bin ich dann wieder oben."

„Du willst noch einmal zurück?"

„Nur Hut und Pelz holen."

„Wenn du jemand begegnest, mußt du doch erklären ... Ach, Liebster, wie unrecht war's doch, wie unrecht!"

Wie ein Kind wiegte er sie in seinen Armen, küßte sie, sprach ihr zu, und allmählich ließ sie sich beschwichtigen.

„Fürchtest du denn noch irgend etwas auf dieser Welt, wenn ich bei dir bin?" fragte er endlich, indem er sich über sie beugte, Mund an Mund mit ihr.

Lange blieben sie so ruhen. Sie konnte nicht sprechen. Wie eine heiße Woge fühlte sie's über sich

hinrauschen. Sie schlug die Augen groß auf, sah ihn lange stumm an, dann schüttelte sie den Kopf.

Und nun duldete sie seine Küsse, seine Umarmung.

Aber die Erschütterung, der überstandene Schreck, die Erschöpfung, die Unruhe vor dem jähen Umschwung in ihrem Leben zitterten in ihren Nerven so stark, daß sie ihrer Tränen nicht Herr werden konnte. Trotzdem es heiß hier war, wie in allen Räumen des Hauses, begann sie zu frieren. Er hüllte sie sorgsam in ihren Mantel. Innig umschlungen hielt er sie an sich gepreßt, sprach ihr zu, flüsternd, entwarf bunte, lachende Zukunftsbilder vor ihr ...

Die Musiker spielten den Kehraus, einen Galopp. Immer rascher, immer wilder ward das Tempo. Aber als sie schlossen, erhob sich unten lärmendes Rufen und Händeklatschen; die tanzenden Paare verlangten eine Zugabe.

„Jetzt!“ stieß Marianne aus.

Pochenden Herzens erhob sie sich. Er wollte sie nicht fort lassen, doch sie wehrte ihm.

Aber sie standen dann noch lange im Korridor — Odd brachte es nicht über sich, sie aus seinen Armen freizugeben — und im Treppenhaus hielten sie noch einmal — und wieder preßte er sie an sich, erstickte sie fast mit seinen Küssen ...

Unten hatte die Kapelle wieder eingesetzt. Vor der Sternschen Wohnung und auf der Treppe, soweit man sie übersah, befand sich niemand. Aber nun ging die Haustür. Man hörte Gäste sprechen — dann den Portier danken.

Mit zitternden Knieen legte Marianne den Weg zurück. Odd führte sie. Sie sprachen kein Wort. Die eisige Zugluft strömte von unten her durchs Treppenhaus von der offenen Haustür, in der der Portier stand, den Gästen nachblickend.

„Sind Wagen da?“ fragte Odd den Mann. Seine Kehle war wie ausgetrocknet, seine Stimme unsicher.

Der Portier berichtete, links stünden die Privatfuhrwerke, rechts hielten Droschken und Autos.

Nach einem raschen Händedruck entschlüpfte Marianne. Sie duldete nicht, daß Odd sie barhäuptig auf die Straße begleitete.

Er hielt aber in der Tür, bis sie eingestiegen war und der Portier, der diensteifrig den Wagenschlag aufgerissen und geschlossen hatte, zurückkehrte.

Die Kälte kroch nun an ihm empor. Er schauerte zusammen. Während er zur Sternschen Wohnung emporstieg, schlug er den Kragen seines Fracks hoch.

Wohltuend empfand er die warme Luft, die ihm aus der Diele entgegenströmte. Ein Diener und zwei Mädchen befanden sich jetzt in der Garderobe. Die Mädchen halfen ein paar Damen, die er nur flüchtig kennen gelernt hatte, beim Anziehen der Überkleider. Sie bemerkten ihn kaum. Er bezeichnete seine Sachen, ließ ein Geldstück in die Hand des Dieners gleiten, der ihm den Pelz umgab, setzte den Zylinder auf und trat in den Korridor.

Aber im Augenblick, da er aus dem vollen Licht der Wohnung in das Halbdunkel des Treppenhauses trat, fuhr er schreckhaft zusammen.

Langsam kam eine Gestalt vom Atelier herunter.

Er sah zunächst nur den hellen Frackausschnitt — dann das Blitzen einer Ordenskette — und nun ein farbloses, gepudertes, glattes Gesicht.

Fesca.

Odd blieb stehen. Es war ihm nicht möglich, den Gesichtsausdruck des Kammerherrn festzustellen. Es flimmerte ihm vor den Augen.

„Ich suchte Sie, Baron Odd,“ sprach Fesca ihn an. „Ich möchte Sie um eine Unterredung bitten.“ Es lag eine starke Aufregung in seiner Stimme, aber er schien sich Mühe zu geben, möglichst korrekt und ruhig zu bleiben.

„Jederzeit stehe ich zu Ihrer Disposition.“ Ebenso ruhig wie der Kammerherr brachte er das hervor. Er

wunderte sich darüber, daß er die volle Herrschaft über sich besaß.

„Auch — in dieser Minute?“ fragte Fesca, mit einer Kopfbewegung nach der Sternschen Wohnung weisend.

„Morgen den ganzen Tag, Graf Fesca.“

„Ich danke Ihnen.“

Odd holte tief Atem. „Ich verlasse morgen früh das Haus nicht, als bis ich Nachricht von Ihnen habe.“

Und abermals traf sein Ohr Fescas seltsam kurzes, seltsam gepreßtes: „Ich danke Ihnen“.

Korrekt zog Odd seinen Zylinder und ging die Treppe hinab.

Er hatte das Gefühl, daß der andre ihm nachsah. Als er beim ersten Absatz angelangt war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich umzuwenden. Und seine Vermutung war richtig: Fesca stand noch immer oben vor dem Eingang zur Wohnung. Unbeweglich. Odd sah den weißen Frackausschnitt, die Ordenskette und das glatte, gepuderte Gesicht.

Wieder schlug ihm die kalte Nachtluft von der geöffneten Haustür entgegen — wieder packte ihn eine Art Schüttelfrost. Er drückte dem Portier ein Geldstück in die Hand und trat in den Vorgarten.

Unheimlich wirkte die Begegnung in ihm nach.

Er wußte nun, kein andrer als Fesca selbst hatte Einlaß ins Atelier begehrt. Die Frage war nur: wann war er zum zweiten Male oben gewesen?

* * *

Früher als sonst, wenn für den Abend ein Fest im Programm stand, gab Marianne ihrer Zofe das Zeichen. Mit einer Tasse Tee und der Frühpost erschien Anna in der Tür und war sehr erstaunt, ihre Herrin schon in voller Tätigkeit vorzufinden.

Marianne packte.

Die Arbeit bedurfte reiflicher Überlegung nach verschiedener Richtung hin. Denn es war nicht anzu-

nehmen, daß sie diese Räume jemals wieder betrat. Heimisch war sie darin überhaupt noch nicht geworden. Sie trennte sich von der Einrichtung ohne jede Sentimentalität. Beim Betrachten einzelner Kunst- und Luxusgegenstände wallte nur ein bitteres Gefühl der Beschämung in ihr auf; sie entsann sich verschiedener Mahnungen, die von den noch nicht bezahlten Geschäften schließlich in fast brüskem Ton an ihren Mann gelangt waren.

Gewaltsam suchte sie diese häßlichen Erinnerungen von sich zu bannen. Die goldene Lüge hatte ja für sie aufgehört. Ein neues Leben sollte beginnen.

Die sachliche Nüchternheit zu finden, die heute die Ordnung und Abwicklung von so vielen Angelegenheiten von ihr verlangten, war ihr aber unmöglich. Es zitterte ihr in allen Nerven. Sie fühlte sich körperlich wie zerschlagen. Alles war in ihr aufgewühlt, und an einer seltsamen Wundheit und Weichheit litt heute ihr Gemüt. Kleinigkeiten, die sie sonst kaum bemerkte, konnten sie rühren. So die Betulichkeit ihrer Zofe, der für morgen gekündigt war. Das Mädchen trug beim Zurechtlegen der Sachen eine melancholische Abschiedsstimmung zur Schau. Vielleicht nur aus Berechnung. Aber ihre Herrin war heute nicht skeptisch veranlagt und schenkte ihr verschiedene Kleinigkeiten, die sie selbst nicht mitnahm.

Einige noch wenig getragene und besonders kostbare Roben, Mäntel und Pelzsachen, deren Bezahlung ihr Mann schuldig geblieben war, ließ Marianne sorgfältig zusammenpacken und im großen Schrank in Kartons zurechtlegen.

Als sie ihren Schmuck durchsah, packten sie wieder Zorn und Ekel an. Sie verglich die unechten Steine in ihrem Diadem mit denen in ihren Ringen, Broschen, Nadeln, Armbändern und Anhängern. Welche Sicherheit besaß sie, daß ihr Mann diese nicht auch heimlich durch Imitation hatte ersetzen lassen?

Irgendwo in einer der Gesellschaften der letzten

Tage hatte sich die Gräfin Keltinghausen über eine bekannte Brettldiva lustig gemacht, von der es hieß, daß sie die ihr von den Verehrern gewidmeten Schmuckgegenstände den Juwelieren immer gleich zurückbrachte und ihnen die Steine zu einem bestimmten Prozentsatz verkaufte. Die Exzellenz Hallstätten hatte sich an dem Gespräch beteiligt; auch Herr von Terzaghi-Forgatsch. Einige Wendungen waren so spitz gewesen, daß sie vorübergehend die Empfindung gehabt hatte: die Brettldiva galt ihnen nur als Vorwand, um über „Talmi“ zu sprechen. In der Erinnerung daran stieg ihr das Blut in die Schläfen.

Und sie fragte sich zum ersten Male: welches Andenken hinterließ sie hier in den Kreisen, die nun sieben Jahre hindurch die ihren waren? Wie würde es aufgenommen werden, wenn es allmählich durchsickerte, daß diese angebliche Reise nach St. Moritz nichts andres als die Ausführung eines heimlich vorbereiteten Fluchtplanes war? Mußte sie annehmen, daß die Sympathie auch nur eines einzigen fremden Menschen sich ihrem verlassenen Gatten zuwenden würde? Es gab viele Frauen, die sie um ihre Erfolge beneideten. Wer von ihnen würde die erste sein, die den Stein gegen sie aufhob?

Ihrem Entschluß, gleich nach dem Fest abzureisen, war ihr Mann mit keiner Silbe entgegengetreten. Freilich hatten sie in den letzten Tagen überhaupt nicht mehr darüber gesprochen.

Aber als durch irgend eine hauswirtschaftliche Störung Graf Fesca, der sich bei der Morgentoilette befand, davon Kunde erhielt. daß seine Frau packen ließ, beeilte er sich und kam dann hastig in ihr Boudoir.

Das erste war, daß sie die Mädchen wegschickte, denn sie erkannte an seinem bleichen Antlitz und dem höhnischen Ausdruck um die schmalen Lippen sofort, daß ihr eine große und ernste Aussprache bevorstand.

Die Furcht, die sie gestern abend zittern gemacht hatte, war überwunden. Das Glück, sich leidenschaft-

lich geliebt zu wissen, das selige Gefühl, vor der Höhe ihres Lebens zu stehen, war übermächtig in ihr. Sie war auch fest entschlossen, ihm auf eine offene Frage eine offene Antwort zu geben. Sie wollte sich diesem Mann gegenüber, der sie sieben Jahre hindurch fast unausgesetzt belogen und betrogen hatte, keiner Lüge schuldig machen. Und er sollte ihr niemals Feigheit vorwerfen können.

Doch die Auseinandersetzung, die er herbeiführte, betraf zunächst ganz andre Dinge als ihre Herzenskrisen.

Fesca wartete ab, bis die beiden Mädchen den Durchgangskorridor verlassen hatten. So lange stand er, die Hände in den Taschen, am Fenster, dem Zimmer den Rücken zukehrend.

„Es überraschte mich, zu hören, daß du schon packst, Marianne," sagte er dann in gezwungen forschem Ton. „Ich würde dir ja die Freude gönnen. Das sagt' ich dir ja neulich. Aber es sind jetzt sehr unliebsame Ereignisse eingetreten. Die zwingen mich, dich zu ersuchen, daß du die Reise noch aufschiebst. Du mußt mir helfen, rasch zu Gelde zu kommen. Ja. Deine Mutter hat ja noch einige Mittel, die in Betracht kommen. Du hast selbst dies oder das. Nicht wahr? Wir müssen alles zusammerkratzen. Und zwar schleunigst. Bevor diese leidige Geschichte nicht geordnet ist, kannst du nicht weg."

Er hielt mit irgend einer bösen Überraschung hinterm Berge. Sie fühlte es — sie sah es seiner Miene an — sie merkte es an der Art, wie er die Sätze kurz herausstieß: hochfahrend, lässig, fast mit einer gewissen Schadenfreude.

Lange betrachtete sie ihn. Sie kannte jeden Zug in diesem Gesicht. Sie kannte alle Schauspielerkünste, deren es fähig war. Obwohl sie niemals wußte, w e l c h e gerade spielte. Heute hatte er seine Toilette überstürzt. Er hatte sich nach dem Rasieren wie immer stark gepudert, hatte aber vergessen, den Puder gleich-

mäßig zu verteilen und abzuwischen. Eine richtige Maske bildete nun sein Antlitz. Es besaß etwas Leichenhaftes. Sie mußte plötzlich an einen grinsenden Totenschädel denken.

„Du hast gespielt?“ fragte sie endlich.

„Gewiß. Auch verloren. Aber eine Hauptdeckung, auf die ich gerechnet habe, bleibt aus.“

„Stern?“

„Ja.“

„Du wolltest noch — gestern abend — mit ihm sprechen?“ Sie mußte mitten im Satz Atem holen; sein starrer Ausdruck, sein höhnisches Lächeln machten sie stocken.

„Du hast die Sache mit Frau Stern nicht mehr miterlebt. Denn du bist ja bedeutend früher aufgebrochen als ich. Nicht wahr?“ Er f.agte das ganz leichthin, aber es lag geradezu grausame Bosheit in seinem durchbohrenden Blick.

„Was war — mit Frau Stern?“ brachte sie mühsam heraus.

„Sie schien den ganzen Abend über sehr ausgelassen, bei bester Laune. Aber das war nur Mache. Ihr Mann wollte keinen Skandal, sonst hätte er den Empfang noch in letzter Stunde abgesagt. Frau Stern wird in seinem Hause künftighin die Honneurs nicht mehr machen. Er hat ihr das, bevor die ersten Gäste kamen, gesagt. Sie suchte sich zu beherrschen. Aber gegen ein Uhr bekam sie eine Art hysterischen Anfall. Die Erregung, das Tanzen, vielleicht auch der Sekt, alles wirkte mit; die Musiker waren schon gegangen und ein Leutnant spielte. Sie war ins Herrenzimmer gekommen; es war Damenwahl, sie wollte ihren Mann engagieren, aber er legte die Karten nicht aus der Hand, sah überhaupt nicht hin. Und da schrie sie plötzlich auf, sank um, und es mußte der Arzt geholt werden.“

Marianne empfand deutlich: er wußte, daß sie nun über den Grund dieses Zerwürfnisses zwischen dem Ehepaar Stern fragen würde, trotzdem sie eingeweiht

sein mußte. Rein mechanisch fragte sie. Sie handelte wie unter einem fremden Zwang.

„Ganz einfach. Sie war ihm untreu. Und Stern ist nicht der Mann, der sich schlägt. Er schickt die hübsche Mrs. Ethel ganz einfach aus dem Hause, damit sie ihre Liebhaber künftighin bequemer bei sich empfangen kann. Der eine oder andre wird sich ja wohl finden, der ihr ein neues hübsches Quartier einrichtet."

„Sie wird wohl — zu ihren Eltern zurückkehren?"

„Sind tot. Sie galt hier überall für vermögend. Stern hat den Gerüchten nie widersprochen. Erst heute nacht — mir und ein paar andern Herren gegenüber — hat er sich Luft gemacht. Sie ist bettelarm. Sie hat nichts als das hübsche Gesichtchen und die blondgefärbten Haare. Damit muß sie nun durch die Welt zu kommen trachten. Es wird ihr ja zweifellos gelingen. Denn — sie ist talentiert."

Es lag eine grausame Schadenfreude in jedem seiner Sätze. Marianne fühlte einen seltsamen Schmerz in der Kehle. Ihr Hals war trocken. Sie mußte öfters schlucken. Was sie sprach, bekam dadurch etwas Unsicheres, gewissermaßen Tastendes.

„Stern war also nicht in der Stimmung, dir zu helfen? Er hat dich — vertröstet?"

„Gar nicht. Er hat mir unverblümt gesagt, daß er auf die Ehre verzichte, in meinen Kreisen zu verkehren. Die ihm eine Gnade zu erweisen denken, wenn sie seine Weine trinken, seine Importen rauchen, sein Geld gepumpt nehmen — und ihm schließlich auch noch die Frau verführen. Sein Ehrgeiz nach dieser Richtung hin habe völlig ausgespielt. Und so besah ich einen runden Korb. Er legt auch heute mittag noch sein Amt im Komitee nieder. Rechtsanwalt Heckscher ist beauftragt, die finanzielle Seite für ihn zu erledigen."

„Gestern nachmittag hieß es, die Abrechnung mache Schwierigkeiten? Daran war also Stern schuld?"

„Nein. Ich!"

„Du?"

„Ja. Ich hatte mich eben fest auf Sterns Hilfe verlassen. Nun fehlt mir die Deckung für die verkauften Billetts."

Mit einem entsetzten Gesicht wich sie einen Schritt zurück.

„Du hast — — das Geld angegriffen?"

„Ich sagte dir ja: Verluste beim Spiel, ein paar dringliche Rechnungen, eine plötzliche Kontrolle im Halbblutzüchterverein, die ich Herrn von Forgatsch verdanke — lauter leidige Ausgaben. Ich brauche binnen sechs Stunden siebzehntausend Mark."

„Siebzehntausend ..."

„Elftausend gehören in die Festkasse. Ich habe über fünfhundertfünfzig Billetts abzurechnen. Sechstausend Mark bin ich Forgatsch schuldig. Die hat er mir noch bis zum Nachmittag gestundet."

„Binnen sechs Stunden." Marianne mußte sich setzen. Sie hatte für all das, was im Hintergrunde seiner Beichte schlummerte, noch gar nicht das volle Verständnis. Sie sann nur sogleich über die Mittel und Wege nach, die übrig blieben, um den furchtbaren Schimpf vom Hause fernzuhalten. „Was ich an Bargeld noch hier habe, kommt da gar nicht in Betracht." Sie schloß das Schränkchen auf, an dem sie saß, entnahm ihm eine kleine Tasche und öffnete sie. Sie enthielt ihr Reisegeld.

Ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht, als er die paar blauen Noten sah. „Damit wolltest du auskommen?" fragte er. „Du hast seltsame Begriffe von der Generosität der Schweizer Hoteliers einer eleganten Frau gegenüber. Oder — auf welche Zuschüsse zu deiner Reisekasse hast du sonst noch gerechnet?"

Noch immer kämpfte sie gegen das Schluchzen an, das in ihr hochstieg. „Ich habe schon an Onkel Bernhard geschrieben. Er hebt von meinem Guthaben ab, was ich brauche."

„So, so. Onkel Bernhard. Den Umweg zu machen,

ist allerdings keine Zeit mehr. Aber deine Mutter hat ihr Depot hier auf der Bank, nicht wahr?"

Nun schrie sie fast auf. „Mutter kann ich das nicht sagen!"

„Es wird dir nichts andres übrig bleiben. Sonst sag' ich ihr es selbst. Das Mädchen meldete vorhin, sie hat telephonisch ihr Kommen angekündigt. In einer halben Stunde ist sie hier."

„Ich dulde es nicht, daß du sie in diese Sache hineinzerrst. Auch nur einweihst."

Schroff wandte er sich nach ihr um: „Also möchtest du's lieber den Zeitungen überlassen, sie zu informieren?"

„Den Zeitungen?"

„Es warten schon verschiedene gute Freunde darauf, Lärm zu schlagen. Wenn ich zur Sitzung nicht erscheine — oder mit leeren Händen komme — dann läuft Freund Forgatsch zum Staatsanwalt. Das hat er mir klipp und klar angekündigt."

Marianne preßte den Kopf zwischen die eiskalt gewordenen Fäuste und starrte vor sich nieder. „Also so stehen wir — so stehen wir!"

„Du bist nicht ohne Schuld daran. Bei Forgatsch ist es eben nichts andres als Eifersucht." Er sagte das ganz kalt. Nun lag auch nicht einmal mehr Spott in seinem Ausdruck.

Aber gerade von der kalten Berechnung, die aus seinen letzten Worten sprach, fühlte sie sich aufs tiefste erniedrigt. Sie hätte ihn nun fragen müssen, ob es etwa in seinem Sinne gelegen hätte, daß sie auf die immer unzweideutiger werdenden Anerbietungen des Herrn von Fo.gatsch einging. Doch es sträubte sich alles in ihr, das in dürren Worten bestätigt zu hören, was ihr insgeheim schon öfters ein Grauen bereitet hatte ...

„Laß uns ein Ende machen. Es muß sich ein Ausweg finden, ohne daß ich meiner Mutter das antue."

„Ich wüßte keinen."

„Ich will sie darum bitten, mir von ihrem Depot zehntausend Mark zu leihen, und schreibe an Onkel Bernhard, daß er mein Guthaben ihr überträgt."

„Das genügt nicht. Du hast ja auch mehr als zehntausend, soviel ich weiß."

Nun sah sie ihm voll ins Auge. „Den Rest brauche ich für mich."

„Für deine Vergnügungsreise?"

„Für die Zeit bis zu unsrer Scheidung."

Er nickte bloß spöttisch. „Ja so."

„Ich wollte es uns ersparen, in dieser Form voneinander Abschied zu nehmen. Nun weißt du's. Ich betrete dies Haus nicht wieder. Ich lasse mich nicht von dir ganz in den Staub zerren."

„Bleiben wir doch sachlich. Vorläufig handelt sich's um Dinge, die mit Phrasen allein nicht aus der Welt zu schaffen sind. Wie gesagt, das Geld reicht nicht. Die letzten Quellen sind mir zugeschüttet. Also mußt du schon so freundlich sein, von allen Sentimentalitäten abzusehen und die Hilfe deiner Mutter in Anspruch zu nehmen. Es handelt sich ja nicht um mich allein, sondern auch um dich."

Sie hob abwehrend die Hand. Aber er fuhr rasch fort: „Vorläufig ist mein Name auch der deine. Und mein Haus ist deines. Was hier verbraucht worden ist, ging ebenso auf deine Rechnung wie auf meine. Mengt sich der Staatsanwalt ein, so wirst du vielleicht *mit* angeklagt ..."

„Das ist unmöglich! Du drohst mir nur —!"

„Fasse es auf, wie du willst. Als ich in der Nacht nach Hause und in mein Schlafzimmer kam, zog ich das kleine Fach im Apothekenschränkchen heraus. Du kennst es. Ich zeigte dir's einmal in der Villa, als du Furcht vor Einbrechern hattest. Es enthält das am sichersten wirkende Arzneimittel in verzweifelten Fällen. Das blitzende kleine Ding hielt ich in der Hand — und war schon ziemlich fest entschlossen ..." Er zuckte die Achsel. „Aber dann packte mich die Wut.

Nein, so bequem brauch' ich dir's doch nicht zu machen, sagte ich mir. Du sollst dich auch ein bißchen anstrengen, meine Teure. Und wo du mir nun freundlichst eröffnet hast, wie du dir deine Zukunft denkst, fesselt mich nicht die geringste Rücksicht auf dich — oder auf die zarten Nerven deiner Mama."

Sie schluckte; die Trockenheit in der Kehle, der Schmerz, den sie im Halse empfand, erschwerte ihr das Sprechen. „Ich weiß nur, daß auch Ma — daß auch meine Mutter — nicht so ohne weiteres imstande ist ... Die Summe ist sehr hoch für ihre Verhältnisse. Und sie wird einwenden, es sei auch Steffis Geld. Ganz mit Recht. Wovon soll einmal die Aussteuer für Steffi bestritten werden?"

„Deine Mama wird einsehen müssen, daß ihr kleines Kapital besser angelegt ist, wenn sie es jetzt dazu verwendet, ihren Schwiegersohn vor dem Gefängnis zu bewahren."

Ein ersticktes Schluchzen drängte sich in Mariannes Kehle. „Sprich das Wort — nicht aus!"

„Beschönigen hilft nichts mehr. Sonst war ich ja selber stets dafür. Die Sache ist jetzt die: wenn mir's an den Kragen geht und der ganze Zauber hier und bei Hofe in die Luft fliegt, dann leidet ihr alle drei mindestens ebenso darunter wie ich. Allein schon die Voruntersuchung, hernach die Gerichtsverhandlung, die Zeugenvernehmungen, die ellenlangen Zeitungsberichte. Das wäre ja ein gefundenes Fressen für die lieben Berliner ..."

„Höre auf! Höre auf! So höre doch auf!" Sie saß in sich zusammengeduckt da, ganz erschöpft. „Daß mich dein Haß verfolgt, weiß ich. Du hast mich Jahre hindurch beschimpft. Grundlos. Das hast du vergessen. Ich habe schwer gelitten. So ist die Kälte, die Gleichgültigkeit entstanden. Aber was haben meine Mutter, meine Schwester dir getan? Was haben die armen Menschen dir getan? Sag doch!"

„Nichts. Absolut nichts. Es tut mir ja selbst leid,

daß ich ihnen Unannehmlichkeiten bereiten muß. Aber es bleibt mir nichts andres übrig. Alle, die mir schon früher einmal gefällig waren, haben mich diesmal glatt abgewiesen. Eben weil schon dies und das durchgesickert ist. Meine einzige Hoffnung war Stern. — Oder wüßtest du etwa einen Retter in der Not?"

„Ich?" Sie zuckte müde die Achsel. „Weiß ich, mit wem du schon in Geldgeschäfte verwickelt bist, mit wem nicht?"

Er stand nun wieder am Fenster, lehnte sich aber mit dem Rücken gegen die Scheiben und sah ins Zimmer. Da links und rechts von ihm das Licht hereinfiel und sein Gesicht im Schatten blieb, konnte Marianne seinen Ausdruck nicht erkennen. Aber sie fühlte, daß er sie jetzt lauernd betrachtete, die ganze lange Pause hindurch, die er hatte eintreten lassen.

„Ich wüßte wohl jemand, der bereit wäre, einzuspringen," sagte er endlich langsam.

„Wer ist das?"

„Ein guter Freund — von uns beiden. Aber dir steht er wohl noch näher als mir. Ich sah ihn nicht so oft wie du. Wenn man ihm erklärte, daß hier ein Unglück uns beiden droht, daß es um Namen, Stellung und Ruf geht — vielleicht gar um die Freiheit ..."

„So sage doch, von wem du sprichst?" brachte sie tonlos vor Angst hervor, denn sie wußte schon längst, von wem er sprach.

„Von Odd."

Sie merkte, daß alles Blut aus ihrem Antlitz wich. Schweigend starrte sie ihn an.

„Wie denkst du über den Fall, Marianne?"

Da war der lauernde, hämische, schadenfrohe Ton von vorhin wieder. Sie hob die Hände und preßte sie gegen die Kehle. Es war ihr, als ob da alles wund sein müßte. Nur mühsam konnte sie schlucken.

„Du antwortest mir nicht, Marianne. Überlegst du dir die Sache? Du kennst ihn ja besser als ich. Nicht wahr? Kannst beurteilen, wie groß seine Freundschaft

für uns ist. Ich denke, wenn du ihm ein paar herzliche Zeilen schriebst ..."

„Schweig!" Sie stieß das fast kreischend aus. Und mit einem Ruck erhob sie sich. Auch jetzt konnte sie seine Gesichtszüge nicht erkennen. Das Licht blendete sie. Sie hielt die Augen starr geöffnet. Verachtung und Ekel prägten sich in ihrer Miene aus. In dieser Sekunde war ihr's in furchtbarer Klarheit aufgegangen: er w u ß t e um ihre Beziehungen zu Odd.

„Du nimmst den Vorschlag seltsam tragisch, Marianne," sagte er endlich, anscheinend ganz ruhig. „Mir scheint geradezu, es würde dir noch schwerer, Odd einzuweihen als deine Mutter."

Sie brachte keine Silbe hervor. Es arbeitete mächtig in ihrer Brust. Aber ihr Antlitz, aus dem die großen, hellen Augen noch immer drohend nach ihm starrten, rührte sich nicht.

„Ich muß die Wahl also dir überlassen, Marianne."

Er schien die Unterredung schließen zu wollen, denn er gab seine abwartende Stellung am Fenster auf und tat ein paar Schritte ins Zimmer hinein.

In diesem Augenblick hörte man die Tür des Zwischenkorridors gehen. Das Mädchen kam, pochte an und meldete, Ihre Exzellenz sei da.

Fesca blieb mitten im Zimmer stehen. Nachdem das Mädchen die Tür wieder geschlossen, sagte er: „Um vier Uhr ist die Sitzung. Das Geld soll vorher bei der Deutschen Bank deponiert sein. Ich müßte den Betrag also spätestens um drei Uhr hier haben. Oder ihr könnt es auch selbst einzahlen." Er nahm ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche und legte es auf den Tisch. „Hier sind die beiden Filialen notiert: für das Konto der Fürstin Graez elftausend, für das von Terzaghi-Forgatsch sechstausend. Um drei bin ich hier. Ich gehe zu Forgatsch und sage ihm, daß alles bestimmt geordnet wird. Ist der Schlag überwunden, dann finde ich schon wieder andre Quellen. Aber das

interessiert dich ja nicht mehr. Du willst ja deine eigenen Wege gehen."

An der Tür hielt er inne.

„Noch eins, Marianne. Du tätest gut daran, heute abend nicht etwa die ‚geknickte Lilie' zu spielen. Man beobachtet uns. Schärfer als du ahnst. Wenn wir Unsicherheit verraten, so nützen uns alle Opfer nichts. Der Klatsch bleibt dann bestehen. Und es kann für dich kaum von Vorteil sein, wenn man mich ‚oben' fallen läßt. Denn das färbt dann auf dich ab. Auch noch nachträglich."

Endlich war Marianne allein. Und endlich fand sie nun die erlösenden Tränen.

* *
*

Die Exzellenz von Tarrach wartete eine Weile geduldig in dem Empfangssalon ihrer Tochter.

Sie erkannte dann die Schritte ihres Schwiegersohns. Aber Fesca passierte das Nebenzimmer, ohne hereinzukommen und sie zu begrüßen. Er trat in die Diele ein, ins Entree — man hörte das Klappern eines Spazierstocks — gleich darauf fiel die Tür zum Treppenhaus ins Schloß.

Nun nahm die alte Dame die Wanderung zu den rückwärtigen Räumen der Wohnung auf.

„Haben Sie mich nicht gemeldet, Anna?" fragte sie die ihr begegnende Zofe.

Das Mädchen bejahte, war aber so betreten, daß Frau von Tarrach weiterforschte, was denn wäre, was sie hätte.

„Es ist nur — weil Frau Gräfin fortreist — und wir werden doch alle entlassen — und ich bin immer von meinen Herrinnen mitgenommen worden — und Frau Gräfin braucht doch sicher jemand auf der Reise — und vielleicht ist eine andre engagiert — aber ich habe noch immer alles getan, Frau Gräfin zufrieden zu stellen ..."

Die Exzellenz hörte sich die Litanei des Mädchens

an, sagte aber nichts darauf, nickte nur und ging weiter.

Als sie ins Zimmer ihrer Tochter eintrat, erhob sich diese gerade aus der Ecke des kleinen Sofas im Fensterwinkel und kam ihr, sich noch die Augen trocknend, entgegen.

Es war die schwerste, die bitterste Stunde, die Mariannes Mutter seit dem Tod ihres Gatten erlebt hatte.

In ihrer tiefen Erschütterung erstarb aber jeder Vorwurf auf ihren Lippen, jede Anklage. Das Mitleid des Mutterherzens war das erste, was sich regte.

Sie empfand es in der ganzen Klarheit doch erst heute, welch gewaltige Kluft zwischen den beiden Welten lag, in denen sie und ihre Tochter gelebt hatten.

Der Freiherr von Tarrach war ein aufrichtiger Aristokrat gewesen, frei von jeglichem Byzantinismus. Um Hofgunst hatte er sich nie bemüht, hatte sie im Grunde auch nicht besessen. Seine Karriere verdankte er seinen persönlichen Eigenschaften. Er hatte sich mehrmals sogar gegen die starken Einflüsse behaupten und durchsetzen müssen, die aus Hofkreisen gegen ihn geltend gemacht wurden. Aber sein Name, der eng verquickt war mit mancher wichtigen Reform im Verwaltungsdienst, wurde heute noch mit Achtung genannt, während seine Mitarbeiter längst vergessen waren. Der freimütige Humor Seiner Exzellenz war sprichwörtlich geworden, viele Anekdoten kursierten von ihm. In dem geistig weiten Kreis, der gesunden Atmosphäre von Arbeit, stolzer Arbeitsfreude, rückgratfestem Selbstbewußtsein waren die Tarrachschen Töchter aufgewachsen. Und die Witwe des Unterstaatssekretärs war dann wieder in ihre Heimat zurückgekehrt, wo es neben dem ehrlichen Kampf um den Segen der Scholle nur die bescheidenen patriarchalischen Freuden des Landjunkertums gab. Aus diesen Welten führte kaum eine Brücke zu jener, in der Marianne die letzten Jahre gelebt hatte.

„Sind wir da draußen nun wirklich bloß altmodisch geblieben?“ fragte sie sich immer wieder. Sie wollte mit ihrer fast alttestamentarischen Härte der Tochter nicht unrecht tun. Aber dann kam sie doch zu dem festen Urteil, daß diese Jagd nach dem Genuß, die der modernen Großstadt das Gepräge gab, eine Krankheit darstellte, der nur die sittlich Schwachen erliegen konnten. Der Sinn für den Luxus, die Eitelkeit über die Erfolge hatte bei Marianne den Krankheitsherd vorbereitet. Sie wäre sonst niemals der Versuchung erlegen, dieses widerwärtige Scheinleben in dem erborgten Glanz zu führen. Und nur der Mangel an Respekt vor sich selber konnte sie dann dahin bringen, die ernsteste Pflicht der Frau zu vergessen.

So gingen ihre Gedanken. Und Schritt hielten damit ihre Pläne, wie sie die Tochter für sich und für ein Leben im Sinn des Vaters, im Sinne des alten Groeben retten konnte.

„Nun höre, mein Kind. Du fragst, ob ich helfen will, und helfen kann. Die Antwort darf nur lauten: Ja. Es gibt da doch keine Wahl mehr. Sein Name ist dein Name. Und solange du seinen Namen trägst, sind wir alle an ihn gebunden. Es ist hart, daß ich auch das Geld angreifen muß, das eigentlich für Steffi sichergestellt sein sollte. Aber wenn ich ihr später einmal erkläre, wie das über uns hereingebrochen ist, wird sie verstehen und verzeihen. Du wirst dich hernach fertigmachen, wir gehen zur Bank und erledigen das traurige Geschäft gemeinsam. Die Sache soll dann ausgelöscht sein. Und morgen machst du dich reisefertig, wie du das geplant hast. Nein, danke mir noch nicht, Marianne. Es bedarf überhaupt keines Dankes. Ich tue das Selbstverständliche, nichts andres. Aber ich habe auch eine Bedingung, Marianne.“

„Welche Bedingung?“ fragte sie noch ganz verschüchtert durch die seltsame Wandlung, die mit dem Wesen der Mutter in dieser letzten halben Stunde vor sich gegangen war.

„Du wirst von hier aus ohne Umweg zu Onkel Bernhard fahren."

Lange sah Marianne ihre Mutter an. Deren Gesichtsausdruck war nun stahlhart geworden. „Wie kommst du — darauf, Ma?"

„Es gehen ärgerliche Gerüchte über dich um, Marianne. Du kennst sie. Denen darfst du gerade in deiner jetzigen Lage keine Nahrung geben. Onkel Bernhard bietet dir ein Asyl. Dort allein bist du sicher vor übler Nachrede. Und so zeigst du der Welt am besten, daß die Gerüchte grundlos waren."

Marianne atmete tief und schwer. Noch kämpfte sie mit sich. Endlich stieß sie aus: „Das waren sie ja — nicht!"

Aug' in Aug' standen sie einander gegenüber. Die Exzellenz hatte sich hoch aufgerichtet. Unbeweglich, ernst prüfend sah sie der Tochter in das leidenschaftlich erregte Gesicht.

„Ich liebe Odd," sagte Marianne nun leise, „und er liebt mich. — Es ist ein neues, großes, wahres Glück, das mich erwartet. — Ich werde seine Frau."

Und in mächtiger Aufwallung warf sie sich der Mutter an die Schulter, gab ihren Tränen wieder freien Lauf.

Nun meldete sich doch das Mitleid im Herzen der alten Dame wieder. Sie strich der Tochter über den Nacken. Schließlich küßte sie ihr die Stirn. „Mein Kind. — Mein armes Kind."

„Nicht arm, Ma! Glücklich werde ich! Diese furchtbaren Jahre werden vergessen sein! Ich bin ja noch jung, ein ganzes Leben steht doch noch vor mir! Glaubst du nicht, daß wir glücklich sein werden?"

„Wie ist das nur gekommen? Wie war das nur möglich? Du trägst noch den Namen des andern ... Ach Mie, wie bitter schmerzlich ist das! Wie sollen wir das Onkel Bernhard erklären? Wie wird die Welt das auslegen?"

Marianne lächelte unter Tränen. „Ich weiß es

nicht, Ma. Ich weiß nur das eine: ich liebe ihn, liebe ihn ... Wie der Sturm ist das über mich gekommen, hat mich gepackt ... Nun ist mir das Leben wieder lebenswert geworden, nun weiß ich erst wirklich, was leben heißt!“

Es war, als ob ihr Blut sich erhitzte, als ob ihre Sinne aufgepeitscht würden. Unwillkürlich entzog sich Frau von Tarrach der Umarmung ihrer Tochter.

„Über allem steht die Pflicht, Marianne,“ sagte sie ernst. „Und die stellt nüchterne Forderungen an dich — nüchterne, vielleicht auch bittere Forderungen.“

Marianne hatte das Antlitz in beide Hände gepreßt. Ihre Gedanken, ihre Sinne, ihre Erinnerungen weilten bei der Liebesfeier mit ihm, der das Weib in ihr erst geweckt hatte.

„Du weißt jetzt alles, Ma. Mit gebundenen Händen hab' ich mich dir gegeben. Was für Forderungen stellt ihr an mich?“

„Vor allem: schweigen über das, was dich bewegt.“

„Schweigen. Ja. Trotzdem man's hinausjubeln möchte in alle vier Winde.“

„Und dann: Trennung für die ganze Zeit, in der du noch den fremden Namen trägst.“

„Ach, Ma. Das ist doch äußerlich.“

„Äußerlich? Kind, um Gottes willen, wie kannst du das äußerlich nennen? Was wäre denn dann Frauenehre, Frauenwürde? Empfindest du gar nicht, wie — wie zügellos das ist, was du da aussprichst?“

„Ma — du hast ein schlichtes, schönes Frauenglück erlebt und urteilst anders als ich. Ich war ein Paria. Das Glück, das du kennst, ist an mir vorbeigegangen. Ich kann es für mich nicht mehr einfangen. Zügellos hätte ich schon oft sein können. Ich war es nicht. Weil ich mich für ein andres, größeres, schöneres Glück aufsparen wollte. Ich wußte, daß es irgendwo auf mich wartet. Und nun ist es da. Und jauchzend fliege ich ihm entgegen.“

„Mein Gott — mein Gott. Was ist das für eine

Welt. Kind, fürchtest du dich nicht? Sagst du dir nicht, daß du so seine Achtung verlieren mußt?“

Marianne zuckte zusammen. „Warum mich quälen, Ma? Diese Liebe, diese große Liebe kennt keine kleinlichen Bedenken. Sie schwebt hoch über dem staubigen Erdboden in Licht und Freiheit.“ Hastig zog sie die Hände der Mutter an sich und küßte sie. Un'er Tränen lachend sagte sie: „Vergib mir, Ma. Bitte, bitte, sei mir nicht gram. Aber sieh — du wirst mich darin nie begreifen, ebensowenig wie Onkel Bernhard und all die andern. Was hättest du an meiner Stelle getan? Du hättest ein sittsames Witwenjahr abgewartet. Aber dieses Glück wartet nicht, das rechnet nicht nach Kalendergesetzen und philiströs-korrektem Übereinkommen. Das braust daher und reißt alle Bedenken um, alle. Und so konnt' ich nicht warten, konnte nicht zählen, abwägen ...“ Sie reckte die Arme und schlug die Hände dann gegen die Schläfen, durchs Fenster zum Himmel aufblickend. „Wir gehören einander, nichts kann uns mehr auseinander bringen. Ach, Ma, liebste Ma, du hast solch ein Glück ja nie gesehen, nie geahnt. Das kann nur ermessen und genießen, wer so grausam gelitten hat wie ich. Wer so gehungert hat. Wer so gekämpft hat.“

Es schien kein Zusammenkommen möglich. Noch immer fand sich die Brücke nicht.

Frau von Tarrach fühlte sich überflüssig auf dieser Welt. Die neue Generation hinter ihr schien sie mit allem, was sie für Zucht und Ordnung und Sitte hielt, zum alten Eisen abzuschieben.

Geradezu Grauen verursachte ihr die Vorstellung, daß ein Weib aus ihren Kreisen sich einem Manne hingeben könnte, solange es noch den Namen eines andern trug. Für sie verwies das sechste Gebot jede Liebe, die nicht den Segen am Altar bekommen hatte, in den Abgrund niedrigster Sünde.

Einen Pakt konnte sie mit der erregten jungen Frau, der alle Pulse zuckten, nicht schließen. Sollte sie ihren

Entschluß, Fescas erbärmliches Geschäft aus der Welt zu schaffen, etwa wieder umstürzen, weil Marianne sich sträubte, die Bedingungen zu erfüllen, die sie daran geknüpft hatte? Die Zeit drängte. Sie mußten in ihrem Ringkampf um Begriffe und Wahrheiten einen Waffenstillstand eintreten lassen.

Aber der heilige Ernst, der aus den Augen, aus der Miene ihrer Mutter sprach, kündigte Marianne an, daß der Kampf fortgesetzt würde, daß die stürmische Forderung ihres jungen, heißen Blutes noch nicht den Sieg über die Weltanschauung der Alten davongetragen hatte.

Erschöpft befahl Marianne dem Mädchen, das auf ihr Klingelzeichen erschien, einen Wagen zu besorgen.

Eine Viertelstunde später fuhren dann Mutter und Tochter gemeinsam zur Bank.

* * *

Odd fühlte sich gefangen. Er war schon zeitig aufgewacht, ein wundervoller Wintertag brach an, am liebsten hätte er sich jetzt vom Diener ein Automobil besorgen lassen, das ihn nach Spandau und zur Havel brachte. Das wäre heute morgen so nach seinem Sinn gewesen, mit den Stahlschienen unter den Sohlen über die spiegelglatte Seefläche dahinzusausen, in Winterkälte und Wintersonne zu baden, sich neue Frische zu holen, in der fröhlichen Einsamkeit da draußen sich seiner jungen Liebe zu freuen. Wie in einem Käfig lief er nun auf und nieder. Sein Blut revoltierte. Der Groll in ihm über den Zwang, dem er sich hatte unterwerfen müssen, warf seine Schatten auch auf das neu ihm blühende Glück.

Er liebte Marianne. Er wußte nicht, ob es eine Liebe gab, die noch stärker mit dem Herzen spielte. Aber das wußte er, daß er nie zuvor so leidenschaftlich bewegt gewesen war.

Sonst hätte er sich ja auch nicht in diese Gefahr begeben.

Alle seine Grundsätze hatte diese Liebe ins Schwanken gebracht. Ursprünglich war es nur ein rein äußerliches Gefallen gewesen. Er hatte sich in die seltsam hellen, seltsam jungen Augen verliebt. Das war noch kein bedenkliches Stadium gewesen, denn er hatte zuerst dieselbe Freude am Verkehr mit der Schwester empfunden. Eine zufällige Ähnlichkeit konnte es ihm da noch antun. So schwankte also bloß ein leiser Flirt zwischen ihm und den beiden schönen, helläugigen Frauen. Und eigentlich war es dann erst der Vorwurf der Treulosigkeit gewesen, der ihn zur Entscheidung drängte.

Marianne hatte früher und tiefer als er die Verbindung zwischen ihnen empfunden. Und sie war's zuerst, die aus dem übermütigen Flirt wirklichen Ernst machte. Er selbst hätte gar nicht den Mut dazu gefunden. Es war von jeher einer seiner wenigen Grundsätze gewesen, daß er einem Liebesbund auswich, sobald er einsah, daß Lebensdinge da in Frage kamen. Er war dabei gut gefahren. Immer war er als Schmetterling von Blume zu Blume geflattert — und das Scheiden und Meiden hatte niemals tödliche Wunden geschlagen. Als er das Kommando nach Deutschland bekam, und als die Freunde in Stockholm ihm bei dem Abschiedsfest in Reden und kleinen Neckversen die baldige Ehe mit einer Berlinerin in Aussicht stellten, hatte er eine Art lustigen Gelöbnisses abgelegt. Nach dem Motiv eines süddeutschen Liedchens, das ein Kamerad einmal an den Mälarsee mitgebracht hatte: „Ich will sie ja lieben, von Herzen gern lieben, aber das Heiraten, das Heiraten, das fällt m.r nicht ein!" Nun war er wortbrüchig geworden. Und es war ihm das Schlimmste widerfahren, was es in seiner Stellung für ihn gab: er mußte für diese Liebe nach der mittelalterlichen Auffassung, die in Deutschland noch herrschte, einen Zweikampf mit der Waffe austragen. An Mut gebrach es ihm nicht. Er war sportgewandt, war einer der besten Schützen. Der aalglatte, etwas weibische

Fesca konnte sich mit ihm nicht messen. Aber welches Aufsehen würde die Sache erregen, wenn er nun wirklich seine Überlegenheit ausnutzte und den unglücklichen Kammerherrn kampfunfähig machte. Es war in jedem Falle eine ganz schauderhafte Situation.

Doch die Erinnerung an Marianne setzte ihn immer wieder über die trübseligen Bedenken und Selbstvorwürfe hinweg. Was für ein wunderbares Weib war sie doch! Flammend heiß schoß ihm das Blut nach den Schläfen; ihre Lebenshöhe stand noch vor ihr, sein Kuß, seine Umarmung erst weckte alle ihre Sinne, die gehungert hatten, jahrelang, gehungert nach dem Glück, dem Rausch des Blutes. Und ihre Talente, ihr Schönheitssinn, ihre Kunst zu repräsentieren, bildeten eine prächtige Ergänzung. Nein, sie stand schon hoch über dem Durchschnitt der deutschen Frauen. Sonst wäre ihr's nicht gelungen, ihn so rasch aus seiner Bahn zu reißen.

Es ward elf Uhr, halb zwölf.

Zweimal klingelte es, wurde nach ihm gefragt. Aber er hatte dem Diener streng befohlen: „Niemand als der Graf Fesca wird empfangen." Und er hatte hinzugefügt: „Es sei denn, daß jemand ausdrücklich in seinem Namen mich zu sprechen wünscht." Er hatte die dunkle Empfindung, daß der Kammerherr ihm vielleicht gleich die beiden Sekundanten schicken könnte. Einem Jugendfreunde von ihm, der sich in Paris in solch einen Liebeskonflikt hatte verwickeln lassen, dem war es so ergangen. Das Duell nahm dann aber einen unblutigen Verlauf.

In Frankreich war der Zweikampf eine Farce. Hier in Deutschland nicht.

Ungeduldig nahm Odd die Wanderung durch die beiden Vorderräume wieder auf. Ab und zu blieb er stehen. Dabei betrachtete er einmal die bunten gestickten Kissen, über deren Spenderinnen Fesca damals die anzügliche Bemerkung gemacht hatte: Er liebe wohl die Abwechslung ...

Da ging die Entreeklingel wieder.

Der Diener brachte auf der Schale die Karte des Kammerherrn.

Ruhig, aufrecht trat er dem Besuch entgegen. Nur ein ganz leichtes Schwanken in seiner Stimme verriet die Unruhe, die in ihm steckte.

Fesca war sehr bleich. Seine blauen Augen blickten scheu an dem Schweden vorbei. Odd entsann sich inmitten seiner zerrissenen Stimmung, wie er den Kammerherrn kennen gelernt hatte. Ein Herr von der Gesandtschaft hatte ihm damals gleich von Fescas wunderschöner Frau vorgeschwärmt, und hatte hinzugefügt, daß Fesca den Spitznamen „das treue Sektauge“ führte. Von dem selbstgefälligen, immer gern etwas schauspielernden Augenaufschlag des Grafen Fesca war jetzt nichts wahrzunehmen.

„Es ist ein sehr, sehr schwerer Gang, den ich zu Ihnen angetreten habe. Schenken Sie mir, bitte, Gehör.“

Odd verneigte sich stumm und machte eine höfliche Bewegung, die den Besuch zum Sitzen einlud.

„Wir sind doch — ganz ohne Zeugen?“ vergewisserte sich Fesca, einen Blick nach der Tür zum Nebenzimmer werfend, in dem noch die Schritte des Dieners zu vernehmen waren.

„Erik!“ rief Odd. Er trat in die Tür und sagte ein paar Worte auf Schwedisch.

Der Diener entfernte sich über den Korridor.

„Ich bin zu Ihrer Disposition, Graf Fesca.“

Der Kammerherr nickte dankend und setzte sich.

„Seit einiger Zeit verfolgt mich bitteres Unglück. Wonach ich auch meine Hand ausstrecke — alles entgleitet mir. Nicht nur in materieller Hinsicht. Es ist, als ob ein Fatum es so wollte. Aber in diesen letzten Tagen brach alles über mir zusammen. Was ich durchgemacht habe, kann und mag ich Ihnen nicht schildern. Ich bin seit gestern finanziell ruiniert. Der härteste Schlag für mich war der, daß Stern die Hilfe, die er

mir bestimmt zugesagt hat — es handelte sich um vierzigtausend Mark — plötzlich ablehnt. Ein peinliches Vorkommnis in der Familie hat einen Groll in ihm entwickelt, unter dem ich nun mitbüßen muß. Ich habe mich in ein paar gefährliche Spekulationen eingelassen, die ich hätte vermeiden müssen. Ich habe auch gespielt — und habe verloren. Ich baute fest auf Sterns Hilfe und habe mich — leider Gottes — verleiten lassen, fremde Gelder anzugreifen. Heute nachmittag muß ich darüber abrechnen — und kann es nicht. In meiner Verzweiflung habe ich mich meiner Frau offenbaren müssen. Wir haben alle Hilfsquellen durchgesprochen, die uns etwa noch blieben, um mich vor einer gerichtlichen Verfolgung, uns beide vor der Schande zu retten. Da gedachte ich Ihrer, Baron Odd, gedachte Ihrer Freundschaft — und meine Frau ermutigte mich, an Ihre Großmut zu appellieren ... So komme ich denn als Bittsteller zu Ihnen und frage Sie: Können und wollen Sie mir helfen?"

Odd befand sich in einer solchen Verwirrung der Gefühle und Begriffe, daß er zunächst gar nicht zu sprechen vermochte. Mit einem gewissen Trotz hatte er Fescas larmoyante Einleitung angehört. Er ahnte nicht, wo das hinaus sollte. Eine Art Erbitterung und Zorn packte ihn dann an. Und etwas wie Enttäuschung. Es war ihm nach allem völlig sicher gewesen, daß Fesca einen schweren Verdacht gegen ihn haben mußte. Von alledem keine Silbe. Immer kleiner, immer jämmerlicher erschien ihm der klagende Mann, der da mit scheu niedergeschlagenem Blick vor ihm saß.

Aber als Fesca die Worte aussprach: „Meine Frau ermutigte mich!" — da ging ein jäher Ruck durch Odds ganze Gestalt.

Weit öffneten sich seine Pupillen, und er starrte seinen Besuch voller Entsetzen an.

Eine lange, schwüle Pause entstand.

Fesca wartete geduldig, wie ein kleinmütiger, ver-

zagter Bittsteller, der das Warten in solchen Momenten gewohnt ist.

Dem Schweden war es, als ob ein ekelerregendes Tier an ihn herangekrochen wäre. Mit einer heftigen Gebärde des Abscheus sprang er auf.

Sofort erhob sich auch Fesca.

Als Odd dies wahrnahm, fuhr er sich verstört über die Stirn und stammelte zerstreut ein paar Worte der Entschuldigung.

„Es hat mich gepackt. Verzeihen Sie. Ich wußte nicht ... Ich bitte Sie um alles in der Welt, Graf Fesca, behalten Sie Platz ... Es ist der Schreck, die ungeheuerliche Überraschung ... Geben Sie mir nur eine Minute, eine einzige Minute ...“

Odd fühlte, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirn getreten war. Er zog das seidene Taschentuch und betupfte die Stirn, darauf auch die Augen, in denen es ihn brannte.

... ‚Meine Frau ermutigte mich!‘ ...

Den Klang dieser Stimme, den Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen waren, würde er nie, nie in seinem Leben vergessen. Der Satz sollte wie eine naive Bitte klingen, wie eine herzlich bittende Verstärkung. Aber es lauerte eine kalte Drohung dahinter. Irgend ein Unterton in Fescas Stimme verriet ihm das. Fesca w u ß t e, was zwischen ihnen bestand. Vielleicht hatte er seiner Frau das Geständnis abgepreßt. Aber wenn er auch nichts Bestimmtes wußte, wenn er nur ahnte, so bedeutete seine Bitte in dieser Stunde doch nichts andres als eine Art Erpressung ... Seine Frau hatte ihn ermutigt, an seine Großmut zu appellieren ...

Als er sich umwandte, stand Fesca noch immer wartend am Tisch.

„Selbstverständlich bin ich bereit, Graf Fesca,“ brachte er klanglos heraus, „Ihnen zu helfen.“ Er atmete tief auf und fügte stolz, vielleicht ein wenig spöttisch hinzu: „Es bedurfte dazu nicht einmal des

Gewichts, das die Bitte Ihrer Frau Gemahlin Ihrem Ersuchen verleiht.“ Er ging zu seinem Schreibtisch, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete ein Fach. „Ist Ihnen mit der Summe gedient, die Sie von Stern zu bekommen hofften?“

Ein paar Sekunden Schweigen — dann ein überstürzt herausgestoßenes „Ja!“

Odd entnahm dem Fach eine Kassette und dieser ein längliches Buch. Indem er es aufschlug, setzte er sich. Dann tauchte er die Feder ein, schrieb auf dem Block und auf der länglichen Anweisung, trocknete das Geschriebene ab, löste das Blatt aus dem Buch und nahm eine Schere, um in der Skala zur Rechten des Blattes den Abschnitt zu vollziehen.

Niemand sprach. Odd ließ sich Zeit. Er hatte äußerlich seine volle Selbstbeherrschung wiedergefunden.

Klappernd fiel die Schere auf den Schreibtisch. Odd erhob sich und händigte dem Besuch den schmalen Streifen ein. „Bitte,“ sagte er kühl.

Fesca beschränkte sich auf ein paar kurze Worte des Dankes und wollte sich sogleich verabschieden. Aber es harrte seiner noch eine Beschämung. Odd steckte die Hände in die Taschen seines kurzen Jacketts und bemerkte: „Wir haben noch nicht über die Rückzahlung gesprochen, Graf Fesca. Selbstverständlich bin ich jederzeit bereit, das Geld zurückzunehmen.“

„Wünschen Sie — einen Schuldschein, Baron Odd?“ fragte Fesca nun doch etwas verlegen.

„Bewahre. Wenn Sie Ihre Finanzen wieder in Ordnung haben, werden Sie sich's gewiß nicht nehmen lassen, die Schuld zu tilgen.“

„Gewiß nicht.“

... Nun endlich war er draußen. Die Entreetür schloß sich hinter ihm ...

Odd schlug die Hände vor die Stirn und stürmte durch die beiden Räume. Mehrmals. Als wollte er vor seinen eigenen Gedanken fliehen. Dann blieb er stehen und stampfte zornig mit dem Fuße auf.

Nein, nein, nein, nein, das hätte sie nicht dulden dürfen! Auch in der größten Not hätte sie ihren Mann auf diese Quelle nicht hinweisen dürfen!

Zertrümmert lag da ein Glück am Boden. Ein Glaube. Oder ein schönes, klassisch schönes Bildwerk, dem er eine Seele angedichtet hatte. In Scherben lag es da vor ihm.

Wie ihn das gepackt hatte — und wie erschüttert er nun war. Keinen Ehrenhandel hatte es gegeben, nur ein Geschäft.

Es war die grausamste Zerstörung einer Illusion, die es geben konnte.

Er zog sich zum Fortgehen an. Aber nun drängte es ihn nicht mehr in die winterliche Einsamkeit da draußen auf der Havel. Er zündete sich eine Zigarette an und mischte sich unter die Spaziergänger der Linden, der Friedrich- und Leipzigerstraße. Das wogte und flutete durcheinander. Und in dem bunten Gewühl ward ihm leichter ums Herz. Er atmete tief auf. — Kein Lebensschicksal also — nur eine Episode!

* * *

Steffi mußte heute allein speisen. Von ihrer Mutter war aus der Stadt ein Rohrpostbrief eingetroffen, sie hätte geschäftlich zu tun, könnte erst gegen ein Uhr kommen und würde unterwegs mit Marianne essen, die sie begleitete; Steffi sollte ohne sie zu Tisch gehen.

Das paßte Steffi nun ganz und gar nicht. Sie befand sich in einer Ungeduld wie nie zuvor. Im Nu war sie mit ihrer Mahlzeit fertig. Die Köchin schien ordentlich gekränkt.

Nach Tisch beschäftigte sich Steffi mit einer kleinen Handarbeit, legte sie bald wieder hin, begann zu lesen, ließ aber ihre Blicke schweifen und dachte an ganz andres. Zu nichts hatte sie heute Ausdauer. Das Mädchen erinnerte daran, was Ihre Exzellenz ein für allemal angeordnet hatte: wenn abends ein Ball war, mußte sich ihre Tochter nachmittags für ein Stünd-

chen ins Bett legen. Aber Steffi lachte sie aus: nein, dazu brächten sie heute keine zehn Pferde, sie könnte nicht stilliegen, geschweige denn schlafen, heute nicht ...

... Um zwölf Uhr hatte Steffi Besuch gehabt.

Zuerst war sie unschlüssig, ob sie ihn annehmen sollte, da Ma ausgegangen war.

Steffi wog das Kärtchen auf der flachen Hand. „Joseph Purgstaller, Architekt" — stand darauf, so hochmodern verschnörkelt, daß es einige Mühe machte, die Buchstaben zu entziffern.

„Sagen Sie dem Herrn Purgstaller, daß Ma nicht zu Hause ist, daß ich aber gern bereit bin, ihn zu empfangen. — Vielleicht handelt sich's um etwas für das heutige Fest," fügte sie wie zur Entschuldigung in einer vertraulichen Anwandlung hinzu.

Purgstaller legte draußen seinen Paletot ab. Aber den Zylinder brachte er mit herein.

Es entging Steffis kritischem Blick nicht, daß der Zylinder funkelnagelneu war. Auch der dunkle Gehrock, den Purgstaller trug, verriet einen Fortschritt; er war modern glockenförmig geschnitten und auf Seide gearbeitet.

„Sie kommen mir heute ganz verändert vor, Herr Purgstaller," empfing sie ihn mit einem etwas mutwilligen Beiklang in ihrer Stimme.

Er strahlte über das ganze Gesicht. „Merken Sie's?"

„Ja. Ordentlich stolz sind Sie."

„Nein, stolz nicht. Noch nicht. Bloß: über Nacht ist mir ein großartiger Gedanke gekommen. Ich hab' allen Mut, den ich in meiner Männerbrust hab' auftreiben können, zusammengeholt — und das ist das Endresultat: hier steh' ich, ich kann nicht anders — Gott helfe Ihnen. Amen."

Sie lachte. „Sie zitieren ja ganz falsch, Purgstaller. Und wo ist denn der hohe Reichstag, dem Sie die mutige Rede halten wollen?"

„Wie ich höre, ausgegangen."

„Ma muß etwas geahnt haben. Wenn Sie aber

auch gleich mit Lutherschen Kraftworten angerückt kommen ..."

„Wollen wir uns nicht ein bissel hinsetzen, Fräulein Steffi?"

Sie zog die Augenbrauen hoch ob der familiären Anrede. „Purgstaller!" sagte sie in warnendem Ton. „Wenn Ma kommt, muß ich ihr über alles Bericht erstatten."

„Um so besser. Dann brauch' ich mir den Mund nicht zu verbrennen."

„Jetzt wird mir aber wirklich angst und bange."

„Das glaub' ich Ihnen ja nicht. Mit dem Gesichtel und den lachenden, hellen Augen —!"

„So. Setzen Sie sich, Purgstaller. Aber nun müssen Sie ganz vernünftig sein."

„Kann ich nicht. Wahrhaftig. Ich hab's lang genug versucht — und gelungen ist mir's doch nicht."

„Gestern abend waren Sie jedenfalls sehr unvernünftig."

„Wieso?"

„Stürzen davon, mir nichts dir nichts, bloß weil der abscheuliche Professor Ihnen einen Ukas schickt — und hinterher nehmen Sie mir's noch übel, daß ich mich von einem andern Herrn zu Tische führen lasse."

„Stimmt nicht. Ihnen hab' ich gar nichts übel genommen, Fräulein Steffi. Bloß dem Leutnant. Ein paar Augen hat er dahergemacht. Am liebsten hätt' ich ihn umgebracht."

„Sie sind ja ganz rabiat, Purgstaller."

„Ich hab' mir hinterher so allerlei durch den Kopf gehen lassen. Und das hat mir's klar gemacht: so geht's nicht weiter. Meine Ruh' will ich endlich haben."

„Ihre Ruh'? Ja, wer nimmt Ihnen die?"

„Sie, Fräulein Steffi. Das wissen Sie ja auch. Und es freut Sie. Denken Sie denn, ich hab' das nicht gemerkt?"

„Jetzt werden Sie aber wirklich grenzenlos unartig."

„Ich hab' Ihnen gleich von vornherein gesagt: allen

Mut, den ich bei mir hab' auftreiben können, hab' ich zusammengepackt. Und jetzt bin ich hier, um ein End' zu machen."

„Purgstaller —!"

„Still gesessen! Ach Fräulein Steffi, machen Sie mir's doch nicht so elend schwer! Es gibt doch nur zwei Möglichkeiten: entweder Sie mögen mich oder Sie mögen mich nicht. Nun sagen Sie doch einfach: Ja. Dann ist alles in Ordnung. Ich hab' Sie furchtbar gern. Seit Wochen drück' und druchs' ich schon daran herum, um es Ihnen zu sagen. Immer hat mir der Mut gefehlt. Aber heut' hab' ich ihn. Wer weiß, ob ich ihn je wieder find' ... Ach Fräulein Steffi, lassen Sie mich nicht so lange zappeln. Ich bin ein leidlich guter Kerl, mein Auskommen hab' ich, gute Aussichten, es wird mir von Jahr zu Jahr besser gehen, auch der Name kriegt schon ein bissel Klang, und in München bau' ich für uns zwei ein Häusl, das sich sehen lassen kann. Das wär' mein Hochzeitsgeschenk." Er atmete auf. „Ja. Jetzt reden Sie, Fräulein Steffi."

Sie schwieg lange. Dann gab sie ihm die Rechte. Er hielt sie fest und legte auch noch seine Linke darauf.

Aus Steffis sonst so schalkhaften, hellen Augen schaute eine träumerische Versonnenheit. „Sie sind mehr als ein guter Kerl, Purgstaller," sagte sie leise, „Sie sind ein ganz prächtiger Mensch."

„Ich geb' mir wenigstens Müh'!" rief er. Und nun küßte er ihre Finger, sie dabei so stark pressend, daß es ihr Schmerz bereitete.

„Aber ein Unband sind Sie auch!" setzte sie hinzu, ihm unter Anstrengung ihre Hand entziehend.

Lachend rang er mit ihr. Schließlich streckte sie ihm freiwillig beide Hände hin, die er nun so zart und behutsam streichelte, als er konnte.

„Purgstaller," sagte sie herzlich. „Ich hab' mich schon neulich — bei meiner Schwester, wissen Sie — da hab' ich mich gefragt, was ich Ihnen antworten würde, wenn Sie wirklich um mich anhielten. Es hat

mich heute nämlich gar nicht überrascht, das bilden Sie sich nur ja nicht ein. Jeder Blick von Ihnen war ein Geständnis, jedes Wort eine Bitte. Und ich hab' Sie schon lange, lange aufrichtig lieb ...“

„Das ist jetzt zu goldig, wie Sie das sagen, Steffi-Kindl!“ warf er lachend ein.

„Ja — aber Sie wissen auch, daß ich noch ziemlich jung bin, nicht wahr, und ...“

„Das ist ein Fehler, der sich von Tag zu Tag verringert.“

„Im Ernst, Purgstaller. Onkel Bernhard — Onkel Groeben — hat darum noch ein Wort mitzusprechen. Eigentlich — das einzig entscheidende.“

„Ihre Mutter?“

„Ist ziemlich abhängig von Onkel Bernhard. Eine wundervolle Frau. Sicher. Aber der Entscheidung von Onkel Bernhard ordnet sie sich stets unter. — Und wenn er nun nicht will?“

„Da müßt' er mich doch erst kennen lernen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Als Mensch würden Sie ihm sicher gefallen. Aber er hat noch alte Vorurteile. Eigentlich bin ich doch hierher zu Hofe geschickt worden ... Na, das können Sie sich ja denken ... Die Schwester eine Gräfin Fesca, und die Groebens sind vom ältesten Adel ... Hier in Berlin flutet ja alles durcheinander, und das ist gut so. Freilich — als ich neu hierherkam, da urteilte ich selbst noch ganz anders. Da lebte ich auch noch in dem ungewissen Nebel von Tradition und so allerhand ...“ Sie zuckte die Achsel und seufzte. „Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich das so offen ausspreche.“

„Böse? Nein.“

„Sie sind jetzt sehr ernst geworden, Purgstaller.“

„Gewiß. Über den Punkt hab' ich natürlich selber schon viel nachgedacht. Aber ich bin trotzdem bester Hoffnung. Das Unglück andrer ist unser Glück.“

„Das Unglück andrer?“

„Ja, Steffi. Sehen Sie 'mal, Ihrer Schwester

hat es doch ganz gewiß kein Glück gebracht, daß sie eine Gräfin Fesca geworden ist."

Sie fuhr auf. „Purgstaller! Was wissen Sie ...?"

„Nicht viel Gutes. Ein paarmal hat der Fesca uns alle noch zu täuschen gewußt. Mich auch. Aber ich geb' nicht allzuviel auf seine Herrlichkeit. Und das weiß ich bestimmt, wenn Ihre Ma später einmal verreisen will, dann kommt sie tausendmal lieber zum Joseph Purgstaller nach München in sein selbstgebautes Häusl als nach Berlin zum Grafen Fesca."

„Möglich." Steffi sann vor sich hin. „Aber ob Onkel Bernhard, der so weit da draußen sitzt, das Einsehen haben wird —?"

„Ich glaub's, Steffi. Und wenn vielleicht heute noch nicht, dann später. Dann warten wir eben." Er streckte ihr beide Hände hin. „Einverstanden, Steffi-Kindl? Warten wir dann? Ja? — Sag!"

Sie nickte stumm.

Bald darauf ging er. Er hatte ihr richtig doch noch einen Kuß abgebettelt, so energisch sie sich dagegen sträubte.

Sie fühlte ihn auf den Lippen. Noch lange, lange.

Immer ungeduldiger harrte sie dann der Heimkehr von Ma.

Es ging schon auf fünf Uhr, als das Mädchen kam und meldete, aus dem Hause Fesca sei unten beim Portier antelephoniert worden, Exzellenz habe die Frau Gräfin noch nach Hause begleitet.

Nun machte sich Steffi eilends auf.

Sie begegnete dort dem Schwager im Treppenhaus am Fahrstuhl. Fesca berichtete ihr in flottem Ton, er hätte schon die Nachmittagssitzung bei der Fürstin Graez hinter sich; nun müßte er noch einen wichtigen Geschäftsgang erledigen, auf dem Fest am Abend könnte er daher voraussichtlich erst etwas später erscheinen. „Aber deine Nummer kommt ja erst im zweiten Teil der Lebenden Bilder. Ich freue mich sehr darauf, dich noch zu sehen. Hast du auch deinen beau jour,

Kleine?" Er neckte sie, war bester Laune. Und in ihrer überquellenden Freude verriet sie ihm gleich das hohe Ereignis dieses Tages: Purgstaller hatte um ihre Hand angehalten. Sie flüsterte es ihm ins Ohr. Allzugroßen Eindruck machte es nicht auf ihn. Er sagte ein paar liebenswürdige Worte, das war alles. Aber es war schon eine große Genugtuung für sie, daß er nicht gleich entsetzt auffuhr. Während der Lift sie hinaufbrachte, sagte sie sich: von Fesca hatte sie keine Schwierigkeiten zu erwarten. Immerhin erschien ihr das von Wert.

Oben aber stürmte sie mit strahlendem Gesicht und lachenden Augen in das Zimmer, in dem Schwester und Mutter saßen, und da kam es wie ein jubelnder Aufschrei aus ihrer jungen Kehle: sie war geliebt, und Purgstaller, der Prachtkerl, wollte sie zur Frau haben, und er würde ihr ein Häusl bauen, da unten in München, und sie sollten doch nicht so entsetzte Gesichter machen, sie sollten sich freuen mit ihr — freuen, freuen! — und am heutigen Abend auf dem Wohltätigkeitsfest würde es nicht noch einmal zwei Menschen geben, die so glücklich wären wie sie, so unbändig glücklich ... !

* * *

Marianne war fest entschlossen gewesen, für den heutigen Abend abzusagen. Es erschien ihr ganz undenkbar, daß sie in ihrer aufgewühlten Stimmung, abgehetzt, von den inneren und äußeren Kämpfen erschöpft, an dem Fest teilnehmen sollte.

Aber schließlich war es ihre Mutter selbst, die ihr zuredete. Die Klugheit gebot es, gerade heute jedes Aufsehen zu vermeiden, meinte die Exzellenz. Die Absage von Frau Stern, der ostentative Austritt des Generalkonsuls aus dem Komitee hatten wieder tausend Zungen in Bewegung gesetzt. Und sicher hatte man den ganzen Vormittag über in unzähligen Gruppen über die Frage verhandelt, wie man sich dem Grafen Fesca gegenüber verhalten müßte.

Die Abrechnung war in der Nachmittagssitzung glatt von statten gegangen, Fesca hatte die Quittung der Deutschen Bank zu den Akten des Festausschusses gelegt. Wieder einmal mußten alle Lästermäuler verstummen. Die Fürstin ließ sich sofort telephonisch mit der Gattin des Kammerherrn verbinden: warum sie denn nicht auch zur Sitzung mit hergekommen sei? „Eine Ewigkeit hat man sich nicht gesehen, liebste Gräfin, nun hätten wir doch so nett ein halbes Stündchen beim Tee plauschen können. Aber Sie wollen gewiß alle Kräfte aufsparen, Liebste, um heute abend recht frisch und munter und verführerisch zu sein. Es wird gewiß hochinteressant. Die Kaiserin bringt also die Prinzessin mit, das Kronprinzenpaar kommt, der Eitel Fritz — und von uns aus die ganze Kolonie, die Botschaft an der Spitze. Apropos, für die Stern springt die kleine Lengern ein. Mir ist das ganz recht. Ich hab' sie eh' nicht sympathisch gefunden, die Stern. Und ein paar Stunden vor Anfang sein Amt niederzulegen, wie das der Herr Generalkonsul fertig gebracht hat — unfaßbar! Alsdann — auf Wiedersehen, Liebste! Und daß Sie mir recht lieb und goldig ausschauen!"

Steffi war selig. Sie machte im Boudoir neben Mariannes Schlafzimmer Toilette. Immer wieder kam sie zur Schwester herein, umarmte sie und fragte: „Magst du mich?" Oder: „Du, Mie, wirst du aber auch mit uns verkehren, später einmal?" Oder sie philosophierte: „Purgstaller — das klingt doch eigentlich ganz famos. So fast nach Mittelalter, Raubritter, Söller und Pferden." Dann wieder: „Ach, Mie, ach, Mie, ein hübsches eigenes Häusl. Weißt du, mit einem tief herunterreichenden roten Ziegeldach, so daß es so recht behütet aussieht. Und überall muß ich Blumen haben, an allen Fenstern, auch oben im Dach... Aber du freust dich gar nicht mit, Mie!"

„Gewiß freue ich mich, Steffi," sagte die Schwester in tiefer Rührung. Sie hatte Tränen in den Augen.

Es war Marianne kaum möglich, Ordnung in ihre

Gedanken zu bringen. Die ernsten Mahnungen der Mutter hatten sie erschüttert. Daß die Auffassung der Mutter auch die von Onkel Bernhard sein würde, das wußte sie jetzt. Nun war sie wieder ganz schwankend geworden in ihren Entschlüssen.

Sie blätterte im Kursbuch und suchte den Zug heraus, den Odd heute abend benutzen wollte. Er gedachte um zehn Uhr dreißig vom Anhalter Bahnhof nach München abzureisen, um morgen über den Bodensee nach Interlaken und Kandersteg zu gelangen. Wenn er wirklich noch auf dem Fest erscheinen wollte, so blieb ihm knapp eine Stunde, denn er mußte sich doch noch umziehen. Vielleicht auch hatte er vor, sich gleich im Frackanzug zur Bahn zu begeben, da er im Schlafwagen ein Coupé bestellt hatte. Er benutzte die weniger günstige Route über München, weil er die Fiktion aufrecht erhalten wollte, daß er nach Santa Margherita an der Riviera di Levante reiste. Es war ja möglich, daß Bekannte ihn hier an die Bahn begleiteten.

Daß sie ihn rechtzeitig auf dem Fest noch traf, darauf durfte sie sich nicht verlassen. Aber sie m u ß t e ihn doch sprechen, ihm Nachricht geben, daß ihre Mutter gegen ihre Fahrt nach St. Moritz Einspruch erhob, sie mußte ihn bitten, noch hier zu warten, bis sie sich mit Onkel Bernhard auseinandergesetzt hatte ...

Eine Stunde vor Beginn der Aufführungen sollten sämtliche Mitwirkende in der improvisierten Künstlergarderobe des großen Festsaales eintreffen. Professor Golter hatte dies allen Teilnehmern geschrieben.

Die Mehrzahl der Damen, die in den Lebenden Bildern beschäftigt waren, blieb nach der Aufführung in ihren Kostümen. Das Ballbild wurde durch die klassisch schönen Gewänder bedeutend gehoben. Auch Steffi gedachte sich nicht umzuziehen. Die Tracht der „Lautenspielerin“ von Caravaggio stand ihr ganz vortrefflich. Sie hatte sich auch allmählich in ihre Aufgabe völlig eingelebt, dank der eingehenden Instruktion

durch Golter, und wußte das Kostüm zu tragen. Marianne mußte natürlich nach der Vorführung die Robe wechseln. Sie war bis zum letzten Augenblick unentschlossen, welches Kleid sie sich hinschaffen lassen sollte. Es widerstrebte ihr, sich gerade heute in besonders prunkvoller Toilette zu zeigen. Steffi riet ihr, die Robe vom vorigen Abend anzuziehen. Aber dem widersprach sie voller Nervosität.

„Der Wagen ist da!“ meldete die Zofe.

Marianne hatte ihre Schwester mit einem Auftrag nach dem Salon geschickt und sich an den Schreibtisch gesetzt; in fliegender Hast schrieb sie hier noch ein paar Zeilen.

Der Briefumschlag trug Odds Adresse. Auf dem Kärtchen, das der Umschlag enthielt, stand nur: „Lieber Freund, ich muß Sie sprechen, bevor Sie abreisen. Sogleich nach der Aufführung erwarte ich Sie auf der Bühne. Marianne.“

Anna sollte in einem zweiten Wagen den Karton mit der Ballrobe nach dem Festsaal bringen. Sie hatte sich ausgebeten, hinter den Kulissen bleiben zu dürfen. Später sollte sie ihrer Herrin beim Umkleiden behilflich sein.

Der Saal selbst mitsamt den Logen und Balkons lag noch im Halbdunkel da. Aber alle Nebenräume waren taghell erleuchtet. Die Künstlerzimmer mochten noch selten eine Gesellschaft von solcher Zusammensetzung beherbergt haben. Älteste märkische Namen, die bekannteste österreichische Aristokratie, Hofkreise, Garde, ein wenig exotischer Adel und stolze Finanz — am allerstolzesten freilich der Professor Golter, der das Kunststück fertig gebracht hatte, allen Intrigen und Gegenströmungen zum Trotz, nur wirklich hervorragend schöne Frauen zur Darstellung der Lebenden Bilder zuzulassen.

Eine Unmenge Prospekte, praktikable Versatzstücke, Seitenkulissen, ausgeschnittene Rahmen mit Samtdraperie, Requisiten, Tische, Säulen, Lorbeerbäume —

in buntem Gewirre füllte das den ganzen Hintergrund der Bühne. An der Rückwand befand sich die Orgel. Ein bekannter Orgelvirtuose war für die musikalische Begleitung der Lebenden Bilder gewonnen. Zwischen den einzelnen Abteilungen sollte ein Acappellachor singen.

Es war bestimmt, daß in der Sekunde, in der der Hof die ihm reservierten Logen betrat, das Orchester, das verdeckt spielte, mit Richard Wagners Huldigungsmarsch einsetzte.

Nun hörte man auf der Bühne schon das Gewoge der Stimmen aus dem Zuschauerraum. Auch hier oben begrüßte man einander, die Kostüme bewundernd, lachend, aufgeregt, mit ziemlich starkem Lampenfieber.

Marianne trug ihr Haar offen, wie das Bild es vorschrieb. Sie hatte aber um die nackten Schultern vorläufig ihren Pelzmantel umgehängt, weil durch das ewige Kommen und Gehen der ungeduldigen Darstellerinnen starke Zugluft hinter den Kulissen herrschte.

Als ihre Zofe eintraf, nahm Marianne sie rasch beiseite. „Nun sollen Sie mir einen wichtigen Dienst leisten, Anna. Dieser Brief m u ß an seine Adresse gelangen. Wenn Baron Odd schon das Haus verlassen hat, dann ist er hier zu finden. Kann ich Ihnen vertrauen?"

Sie sprach flüsternd, dabei so ernst und gewichtig, daß der Zofe in ihrer Abschiedsstimmung fast wieder die Tränen kamen. Unbemerkt glitt der Brief in ihre Hand. Außerdem ein Goldstück.

„Aber zuckrig schauen Sie aus, liebste Gräfin Fesca! Nun lassen Sie sich doch nur bewundern! Blendend! Blendend!" Es war die Fürstin Graez, die auf sie zukam und ihr zutraulich beide Hände entgegenstreckte.

Marianne sah noch eben ihre Zofe in der ersten Kulisse verschwinden. Gewaltsam riß sie ihre Gedankenkette ab und wandte sich Ihrer Durchlaucht zu.

„Es ist unbedingter Verlaß auf sie!“ sagte sie sich.
Dann atmete sie tief auf und bemühte sich, der Fürstin Graez angemessen zu danken.

* * *

Wie jetzt im Winter alle Abende hatte Odd sich auch heute gleich nach sechs Uhr in den Frack geworfen.

Er war mittags in der Stadt einem Bekannten aus Stockholm begegnet, der sich auf der Durchreise nach dem Süden befand. Von einem jungen Attaché, den er im Gesandtschaftshotel aufsuchte, hatte der Landsmann erfahren, daß auch Baron Odd beabsichtigte, heute mit dem Nachtzug nach der Riviera abzureisen.

„Das trifft sich ja reizend. Wollen wir bis Genua Reisekameradschaft halten? Haben Sie übrigens einen Schlafwagenplatz? Ich habe keinen mehr bekommen.“

„Ich muß mir leider die Freude versagen, mit Ihnen zu fahren. Ich reise — voraussichtlich überhaupt nicht nach dem Süden.“

„Sie haben aber doch Urlaub genommen?“

„Allerhand Irrungen — Wirrungen. Aber meinen Schlafwagenplatz trete ich Ihnen gern ab.“

„Sehr dankbar. Und wie schlägt man hier in Berlin die Zeit tot bis zur Abfahrt?“

„Wir wollen abends zusammen speisen. Um halb sieben Uhr bei Adlon, wenn's Ihnen recht ist. Sie können sich dann im Schlafwagen umziehen. So mache ich's auch oft.“

„Der kleine Ekeblad sagte, es gäbe hier heute abend ein großes Fest, das auch der Hof besucht. Könnte man dazu noch ein Billett bekommen?“

Odd überlegte ein paar Sekunden. „Gewiß. Ich gebe Ihnen das meine.“

Odds Diener war sehr erstaunt, daß von Kofferpacken und Abfahrt den ganzen Tag über nicht mehr die Rede gewesen war. Seit dem Besuch des Grafen Fesca.

„Nein. Lassen Sie vorläufig. Ich weiß noch nicht.“

Das war alles. Mithin war die Reise aufgeschoben.

Und kurz vor halb sieben Uhr ließ sich Odd einen Wagen besorgen. „Zu Adlon!“ hörte der Diener seinen Herrn unten sagen.

Eine Stunde später klingelte ein junges Mädchen an der Korridortür. Sie hätte persönlich etwas abzugeben, sagte sie dem Diener. Wer sie schickte, das verriet sie nicht, sie wollte aber um jeden Preis erfahren, wo der Herr Baron zu treffen wäre.

So gut er's konnte, gab der Diener Bescheid.

Er sah dem jungen Mädchen dann vom Fenster aus nach. Ein Droschkenautomobil hielt unten, in das sie einstieg, nachdem sie dem Chauffeur das neue Ziel mit leiser Stimme angegeben hatte.

... Es ward so flink bedient bei Adlon, daß nach dem Mokka noch Zeit zu einem kleinen Spaziergang blieb. Der Stockholmer Bekannte hatte seine helle Freude an dem lebhaften Treiben in den Straßen. Seitdem er Berlin nicht mehr gesehen, hatte es sich zu einer Weltstadt entwickelt.

„Und die Frauen! Parole d'honneur, lieber Baron Odd, ich bin berauscht von dem, was ich gesehen habe ... In den großen Kaufhäusern, auf dem Bummel der Leipzigerstraße, vorhin zum Tee im Kaiserhof, jetzt wieder im Speisesaal bei Adlon!“

„Dann halten Sie nachher Ihr Herz fest. Der Veranstalter der Lebenden Bilder hat einen Eid geleistet, das sollte heute abend einen Kongreß von Frauenschönheit abgeben.“

„Und den Genuß wollen Sie sich versagen?“

Odd blies den Rauch der Zigarette etwas erregter vor sich hin. Nach einer Weile erwiderte er: „Nennen Sie mich blasiert — großstadtmüde.“

Er begleitete den Landsmann dann bis zum Portal des großen Etablissements. Weit in den Innenhof hineinragend war ein Baldachin errichtet. Teppiche be-

deckten den Asphaltboden. Ihre Majestät wurde erwartet. Ein großes Aufgebot von Schutzleuten regelte den Verkehr der Equipagen, Automobile und Droschken.

Endlich war Odd allein. Er schlenderte zweimal die Straße auf und ab. Eine Abendkasse fand nicht statt. Die Billetts waren nur auf Subskription ausgegeben worden. Es gab also gar keine Möglichkeit für ihn, das Fest mitzumachen, da er seine Karte, einer Laune folgend, dem Landsmann abgetreten hatte. Und doch trieb es ihn wieder zum Portal zurück.

Wenigstens das eine wollte er erfahren, ob eine Programmänderung stattgefunden hatte.

An der Straßenecke bemerkte er einen Zeitungshändler. Er nahm ihm ein Abendblatt ab. Möglich war's immerhin, daß sich darin eine Notiz fand; das Komitee hatte in den letzten Wochen in sämtlichen Tageszeitungen ja eifrig Reklame gemacht. Unter einer Straßenlaterne entfaltete er das Blatt und suchte. Richtig: „Für das große Wohltätigkeitsfest unter dem Protektorat ..." Es war ein Hinweis für die Anfahrt, die die Wagen zu nehmen hatten. Doch am Schluß noch ein Satz: „Außer den im heutigen Morgenblatt genannten Damen der Gesellschaft, die im Dienst der Wohltätigkeit in den Lebenden Bildern mitwirken werden, ist noch die Gräfin Lengern zu nennen, die an Stelle der durch Krankheit behinderten Gattin des Generalkonsuls Stern das bekannte Bildnis von J. S. Copley aus der Liechtenstein-Galerie zur Darstellung bringen wird."

Also — Marianne hatte n i c h t abgesagt.

Aber er k o n n t e es wiederum nicht glauben. Nach solchen Erlebnissen, nach solchen Demütigungen, nach solchen Erschütterungen sollte sie's über sich gewinnen —?!

Hofequipagen fuhren in scharfem Trab an ihm vorbei. Am Haarbusch des Leibjägers erkannte er den Wagen der Kaiserin.

Das Fest mußte also sogleich seinen Anfang nehmen.

Kurz entschlossen wandte er sich um, durchschritt das Portal und begab sich zur Kontrolle.

„Können Sie mir einen Boten zu Ihrer Durchlaucht der Fürstin Graez verschaffen?“

„Ihre Durchlaucht geleitet gerade Majestät in die Loge. Unmöglich.“ Noch bevor der Mann zu Ende gesprochen hatte, hielt er schon zwei Goldstücke in der Hand. Die Augenbrauen hochziehend fuhr er nun fort: „Wenn der Herr vielleicht selbst den Versuch machen will ...“

Am Eingang der Garderobe, in der die höchste Aufregung herrschte, weil drinnen schon das Orchester spielte, trat ihm ein junges Mädchen im schwarzen Häubchen in den Weg. Er besaß ein gutes Physiognomieengedächtnis und erkannte sofort die Zofe aus dem Fescaschen Hause.

„Ich soll Ihnen den Brief abgeben,“ flüsterte sie ihm zu, sich scheu umsehend. „Ich war in den Zelten, dann bei Adlon — nun wollt' ich hier warten. Es ist von — von der Gräfin ... Die Frau Gräfin ...“

Er wehrte ab, da sie zögerte, den Namen zu nennen. Noch ehe er aber eine weitere Frage hatte tun können, war Mariannes Zofe schon wieder in dem Seitengang, der zu dem Künstlerzimmer führte, entschwunden.

Drinnen der erste Applaus. Gleich darauf setzte Orgelspiel ein. Das erste Bild war die kreuztragende heilige Helena, ein Gemälde vom Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Während die Orgel einen Messesatz von Orlando di Lasso spielte, der wie Weihrauch wirkte, las Odd die dringlichen Zeilen.

Er legte die Garderobe ab und beichtete der jungen Komtesse Spagni, die den Verkauf der Programme übernommen hatte, daß er sich ohne Billett durchgeschmuggelt habe. Amüsiert forderte sie von ihm ein Lösegeld für ihre Programmkasse.

Nun stand er im Saale. Irgendwo im Hintergrund hielt er sich auf. Er wollte von Bekannten nicht gesehen werden. In der großen Pause zwischen den beiden

Teilen des Festprogramms ward er aber doch von Herrn von Terzaghi-Forgatsch entdeckt.

„Servus, Baron Odd. Solch eine Fülle. Von Tanzen nachher kann doch keine Rede sein. Wie? Aber ein glänzender Erfolg. Ohne Frage.“

Und allerhand Klatsch aus den Komiteesitzungen folgte, über die tausend kleinen Intrigen, die da hinter den Kulissen gespielt hatten. Das war ja das Element, in dem der junge Mensch lebte.

Odd entsann sich eines Abends, an dem er Herrn von Forgatsch am liebsten gezüchtigt hätte für eine boshafte Wendung.

Aber ein Schlag ging durch ihn selber in der gleichen Sekunde, da er sich der Szene erinnerte.

Es gab da eine Beziehung, einen Vergleich ...

Fast aufstöhnend schnitt er dem redseligen jungen Herrn das Wort ab: „Verzeihen Sie — ich — ich habe eine Verabredung.“ Und er drängte sich durch das Gewühl durch, geriet aber schließlich in eine Ecke des Logenganges, von wo aus er nur einen schmalen Durchblick zwischen zwei Säulen hatte.

Wieder Orchestermusik, wieder Acappellagesang, wieder Orgelspiel.

Und jedes Bild ein Erfolg. Wenigstens nach dem stürmischen Beifall zu schließen, der sich beim Teilen wie beim Schließen der Gardine immer von neuem erhob.

Dazwischen hörte man das Rascheln der Zettel. Dann Flüstern. „,Die Frau des Offiziers‘. Von Rembrandt. Das ist die Prinzessin d'Aosta. — ,Die Köchin‘. Von Chardin. Dargestellt durch die Gräfin Keltinghausen.“

Eines orientierte das andre. Im ganzen Hause saßen Verwandte, Freunde, Bekannte. Jede Mitwirkende hatte ihre besondere Clique.

Nun kam ein größeres Gruppenbild, um das es schwere Kämpfe gegeben hatte: „Die fünf törichten Jungfrauen“ von Jan von Boeckhorst. Wundervoll

harmonierten die schönen jungen Gestalten. Links die Tänzerin mit dem kühn emporgeschwungenen Tamburin, dann die beiden sich umschlungen haltenden Zuhörerinnen, noch weiter rechts die Guitarrespielerin, und im Vordergrund die auf dem Original nur mit Schleiern — recht dürftig — bedeckte Gestalt der in den Kissen liegenden Schönen. Das Gewand war hier natürlich undurchsichtig gewählt. Aber es ging doch eine lebhafte Bewegung durch den Saal, und man flüsterte den Namen der Darstellerin — es war eine Ungarin — in allen Reihen.

Steffi von Tarrach schien einen minder stürmischen Erfolg mit ihrer „Lautenschlägerin" zu finden. Sie war noch zu wenig in der Gesellschaft bekannt. Aber auf der linken Parkettreihe setzte nach ihrem Bild ein Beifallklatschen gleich einer Salve ein. Und der Applaus riß die andern mit. „Das war doch Purgstallers Handschuhnummer!" witzelte die Gräfin Lengern hinter den Kulissen.

Gleich auf das Bild van Dycks „Marie Luise von Tassis", das eine österreichische Erzherzogin stellte, folgte Guido Renis „Büßende Magdalena".

„Ein entzückendes Köpferl!" — „Süß!" — „Aber ein bissel gemacht! Nicht?" — „Reni ist in allen Bildern so süßlich." — „Wundervolle Halspartie." — „Und die Hände, sehen Sie doch nur die Hände!" — „Die linke, die den Kelch hält, ist auf dem Original verzeichnet." — „Der Augenaufschlag ist natürlich Theater. An die Buße glaubt man nicht recht." — „Sie meinen doch: bei Reni?" — „Selbstredend, bei Reni."

Odd hörte jede Silbe, die in seiner Umgebung geflüstert wurde.

Stürmisch wurde applaudiert. Der Vorhang teilte sich abermals. Wiederum Orgelspiel. Eine süßliche italienische Kantilene, die wenig für die Orgel geeignet war.

Es war Odd plötzlich, als ob ihm das Herz stillstände.

Das war das sentimentale Lied, das sie gestern aus der Sternschen Wohnung hatten heraufstönen hören.

Und sie schrie nicht auf?! Marianne schrie nicht auf?

Nein, noch einmal dröhnte der Beifall durchs Haus. Noch einmal ward die heilige Magdalena sichtbar — mit dem rührenden Augenaufschlag, mit dem halbentblößten Busen, über den das dunkelblonde Haar in welligen Schlangen hinrollte.

Derselbe Ausdruck. Immer noch derselbe. Nur die Haut hatte einen wärmeren Ton angenommen. Wohl von der Freude über den Erfolg.

Odd preßte die Zähne aufeinander. Und zornig wandte er den Kopf ab.

„Pose! Pose! Lebende Bilder!"

Er erschrak über sich selbst. Man sah ihn in der Nachbarschaft erstaunt an. Er hatte die Worte wohl laut vor sich hin gesagt. Voller Spott. Vielleicht auch — mit Verachtung.

Das Publikum verlangte noch ein viertes Mal das Bild zu sehen. Es war eine Sensation dabei; über die Darstellerin und ihren Gatten, den Grafen Fesca, waren ja so pikante, zum Teil sogar alarmierende Gerüchte im Umlauf. Odd verließ seinen Platz, noch während das Händeklatschen weiterstürmte.

Draußen im Wandelgang, in dem es jetzt ganz leer war, blieb er wieder stehen.

Ein paar Sekunden lang, aber nicht länger, war eine sinnliche Hitze durch ihn gegangen. Doch die war jetzt völlig überwunden. Er preßte wieder trotzig die Zähne aufeinander. Komödie, Komödie war es. Bei ihm wie vorher bei Terzaghi-Forgatsch, den er damals am liebsten erwürgt hätte. Und wie gewiß noch bei vielen, vielen andern. Er hatte sich einfangen lassen wie alle. Und er gehörte zu den besonders Dummen, denen man besonders große Opfer zumuten durfte.

Das Geld schmerzte ihn nicht. Aber er schämte sich, angebetet zu haben.

Langsam verließ er das Haus.

In trüber Stimmung, fröstelnd, durchwanderte er den Tiergarten bis zu seiner Wohnung.

„Wir packen, Erik.“ Er schlug das Kursbuch auf. „Saßnitz-Trelleborg-Stockholm. Also früh um neun Uhr Abfahrt. Wecken um sieben. Aber ich werde wohl wach sein. — Noch eins. Einen Brief müssen Sie mir besorgen.“

Er setzte sich an den Schreibtisch, schob die Schere zurück, die vom Morgen noch dalag, und schrieb: „Verehrte Freundin, verzeihen Sie, daß ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr aufsuche. Ich fahre morgen früh nach meiner Heimat, wo ich meinen Urlaub zu verleben gedenke. Mit ergebensten Abschiedsgrüßen für Sie und Ihr Haus —

Gunnar Odd.“

* * *

Als Mariannes Zofe in die Künstlerinnengarderobe gelangte, standen die Schwestern nebeneinander vor dem Spiegel.

Anna brauchte kein Wort zu sagen. Ihre Herrin sah sie im Spiegel fragend an. Und bejahend nickte das Mädchen.

Sogleich nach ihrer Nummer zog sich Marianne zum Umkleiden in das kleine Zimmer zurück. Sie war mit ihrem Mädchen nun allein.

Mit gerunzelter Stirn lauschte Marianne. Es wunderte sie, daß Odds Diener kein Wort von der für heute abend geplanten Abreise hatte verlauten lassen.

Sie brauchte nicht lange zu ihrer Toilette. Es war ihre weiße Crêpe de Chine-Robe mit der Silberstickerei, die Odd kannte und worüber er ihr Komplimente gemacht hatte. Länger währte die Arbeit an der Frisur. Golter hatte vor dem Aufziehen des Vorhangs das gelöste Haar noch rasch in die malerische Unordnung versetzt, die Guido Renis Original aufwies. Nun mußte vorsichtig gebürstet werden. Anna zeigte heute auch nicht die geschickte Hand wie sonst.

Steffi hatte Anschluß an die Fürstin Graez gefunden.

Zu ihrer Freude war es auch Purgstaller gelungen, neben ihr am Tisch der Durchlaucht einen Platz zu bekommen.

Marianne konnte also die Pause, während deren sich die Gesellschaft in die Nebensäle verstreute, um Plätze für das Souper zu belegen, benutzen, noch einmal nach der Bühne zurückzukehren, ohne vermißt zu werden. Sie hatte Anna mitgenommen, die hernach ihren Pelzmantel nach der Garderobe bringen sollte.

Auf der halbdunkeln Bühne stand Golter im Kreis von verschiedenen Mitgliedern des Komitees. Sie steckten die Köpfe zusammen, kicherten, tuschelten. Golter schien irgend etwas Amüsantes zu erzählen.

Als Marianne nähertrat, fuhren sie auseinander.

„Ein schöner Erfolg!“ rief der Professor ausgelassen. „Ich spreche den Damen meinen königlichen Dank und Allerhöchst meine Anerkennung aus!“

„Der Orden wird für Sie auch nicht ausbleiben,“ sagte der Geheime Sanitätsrat Hassebrank, „der Graf Fesca hat Ihnen das doch bestimmt versprochen.“

Marianne war viel zu sehr mit sich beschäftigt, um eine Malice herauszuhören. Scheu und unruhig sah sie sich um.

Nun zog Golter ein Stück Silberborte aus der Westentasche und reichte es Marianne. „Oh, gnädigste Gräfin, die Schleife stammt von Ihrem Mantel —!“ Er zeigte eine Stelle, wo ein solches Stückchen Borte allerdings fehlte. „Ich fand es in meinem Atelier.“

Wieder das Zusammenstecken der Köpfe ...

Der Geheimrat Hassebrank sagte grinsend: „Eine Abschlagszahlung auf die Krone dritter, lieber Professor.“

Die Stimmung der Arrangeure, die die Hauptarbeit gehabt hatten, war deshalb so gallig, weil die Fürstin Graez ganz vergessen hatte, sie Ihrer Majestät vorzustellen.

Irgend jemand erwähnte, daß die Aufführung um vierzig Minuten länger gedauert hätte, als angenommen war. „Es ist jetzt Punkt halb elf Uhr.“

... Halb elf Uhr ...

Marianne fühlte wieder den entsetzlichen Druck auf der Kehle. Sie konnte dem Professor, der ihr den Arm bieten wollte, um sie in den Speisesaal zu führen, kaum antworten.

In dieser Minute verließ der Zug, den Odd hatte benutzen wollen, den Anhalter Bahnhof.

Nun hatte es keinen Zweck mehr, hier zu warten. Sie war hier auch von allen Seiten argwöhnisch bewacht.

„Kommen Sie, Anna,“ sagte sie erschöpft.

Im Durchgang zum Speisesaal begegnete sie der Fürstin Graez. Ihre Durchlaucht war bester Laune. Wohin sie hörte, stieß sie auf Bewunderung und Lob. Die Kaiserin hatte ihr herzlich gedankt.

„Nun, meine liebste Fesca! Goldig haben Sie ausgeschaut! — Aber sagen Sie ums Himmels willen, was ist denn mit unserm Odd?“

Marianne verfärbte sich. „Ich weiß nicht — was mit ihm — sein soll.“

„Ich hab' doch einen Platz an meinem Tisch für ihn reservieren lassen. Und da kommt eben die Exzellenz Hallstätten und sagt, der Baron Odd hätt' noch während der Aufführung den Saal verlassen. Ja. Grad während Ihr Bild gestellt worden ist. Das ist doch nicht möglich. Gehen Sie, sagen Sie, ist das möglich?“

Marianne schluckte. „Es hieß, Odd wollte noch diesen Abend mit dem Expreß nach der Riviera abreisen.“

Vertraulich hängte die Fürstin bei ihr ein und flüsterte, sie ein wenig in den nackten Arm kneifend: „Jetzt — habt's ihr zwei 'was gehabt? Verzürnt? Was? — Kinder, vertragt's euch!“

Sie wartete gar nicht ab, daß Marianne etwas erwiderte. Inzwischen waren sie an der Tafel angelangt, die die Fürstin für den größten Teil der Mitwirkenden und deren Anhang hatte belegen lassen.

Steffi kam, natürlich von Burgstaller begleitet, auf sie zu. Sie war aber geradezu entsetzt, als sie das Antlitz der Schwester sah. Marianne war leichenblaß.

Sie wollte fragen, doch da näherte sich Fesca der Gruppe, um seine Damen zu begrüßen.

Das Ehepaar tauschte dabei keinen Blick. Burgstaller bemerkte das wohl.

Die Plätze wurden eingenommen. Der Stuhl neben Marianne blieb leer. Man reichte schon den ersten Gang, da kam Golter und bat um die Ehre, sich neben sie setzen zu dürfen.

Und die Anzüglichkeiten, die er in der Unterhaltung anbrachte, eine gewisse Vertraulichkeit in seiner ganzen Haltung, trieben Marianne das Blut wieder in die Schläfen.

„Ja — jetzt bekommen Sie wieder Farbe, gnädigste Gräfin! Nur keine Kopfhängerei! Lustig gelebt und selig gestorben ... Übrigens hab' ich eine Bitte auf dem Herzen, Gräfin. Wenn Sie von St. Moritz zurückkommen, darf ich Ihr Porträt malen? Ja? In Balltoilette — und halb zurückfallend über die nackten Schultern den Pelzmantel. Er ist mit Hermelin gefüttert. Das schmeichelt der Haut. Oh, Sie sollen sehen, das wird ein Bild, von dem man spricht. Aber der Ausdruck nicht Guido Reni. Bewahre. Ich weiß wie. Heiß — flammend — sieghaft. Sie sind eine verteufelt schöne büßende Magdalena, bei meiner armen Seele!"

Er hatte getrunken. Marianne merkte es gleich. Aber es lauerte da noch etwas andres ... Sie hätte laut weinen können ...

Erschöpft, zerschlagen, tief gedemütigt schleppte sie sich nach Tisch noch eine halbe Stunde hin, um Steffi, die so jauchzend glücklich war als junge Braut, das Fest nicht zu stören.

Aber dann konnte sie nicht mehr. Steffi sah ihr's an, wie sie sich quälte. Sie wollte es nun selbst nicht dulden, daß die Schwester noch länger blieb.

Purgstaller besorgte ihnen die Überkleider und brachte sie bis an den Wagen.

Indem sie dem jungen Münchner die Hand gab, entsann sie sich, daß sie den Abend über noch kein Wort zu ihm gesagt hatte. Er war trotzdem aufmerksam und liebenswürdig geblieben.

„Herr Purgstaller,“ sagte sie nun trübe lächelnd, seine Hand festhaltend, „man soll jungen Paaren eigentlich erst nach sieben Jahren zu ihrer Wahl gratulieren. Aber Ihnen beiden kann man's schon heute, denk' ich. Und das tue ich nun also — von ganzem Herzen, Herr Purgstaller.“

Er war dunkelrot geworden, beugte sich tief hinunter und küßte ihre Hand. Und als die Damen in den Wagen stiegen, trat er ihnen allen beiden auf die Schleppe. Steffi lachte. „Das wird er nie lernen!“ rief sie.

Purgstaller dachte das auch.

... Endlich war Marianne daheim. Sie konnte aber unmöglich zu Bett gehen. Nachdem sie ihr Ballkleid abgelegt und den Kimono übergeworfen hatte, drehte sie in mehreren Zimmern das elektrische Licht auf und begann eine unruhige Wanderung. Oft preßte sie den schmerzenden Kopf in die Hände. Sie schloß die Augen. Dabei wandelte sie ein Schwindelanfall an. Sie mußte sich am nächsten Stuhl festhalten.

Zwei Uhr war's geworden.

Jetzt flammte in einem andern Zimmer, das bisher dunkel war, das Licht auf. Schritte klangen über das Parkett.

Ihr Mann kam nach Hause.

„Gut, daß ich dich noch wach antreffe, Marianne,“ begann er kühl und ganz geschäftsmäßig. „Ihr habt mir heute ausgeholfen, deine Mutter und du ...“

„Schweig davon!“ warf sie ein, entsetzt, wieder seinen überlegenen, spöttischen Tonfall zu hören.

Er behielt die Zigarette zwischen den Zähnen, griff in die Tasche und holte ein Kuvert heraus. „Hier

habt ihr alles wieder. Bei Heller und Pfennig. Ich brauche eure Großmut zum Glück nicht mehr. Übrigens — werdet ihr das Geld künftig ja sehr gut verwenden können. Von Steffis Aussteuer will ich nichts. Da. Besten Dank."

Marianne sah, wie er die braunen Scheine aufzählte und dann wieder in den Umschlag steckte. Abwehrend streckte sie die Hand aus. „Gib es — meiner Mutter — selbst!"

„Ich hab' es von dir. Hier ist es. Bitte, nimm es an dich."

Er verließ das Zimmer.

Von einer unerklärlichen, instinktiven Angst gepeitscht stürmte sie hinter ihm drein.

„Otto!" schrie sie, da sie ihn in der Dunkelheit nicht sah.

Aus dem Korridor, der zu seinem Schlafzimmer führte, antwortete er: „Ja?"

„Otto — woher — hast du — das Geld?" preßte sie mühsam hervor.

Eine kleine Pause. In der Dunkelheit sah sie's aufblitzen. Er zog an seiner Zigarette.

„Woher du das Geld hast — von wem?"

Wieder eine Pause. Dann ein unnatürliches kurzes Lachen. Der feurige Punkt beschrieb einen Halbkreis. „Von einem guten Freund. Von Odd."

Eine Tür ward geöffnet, fiel wieder zu.

Marianne stand im Dunkeln. Allein.

Sie wollte weinen, konnte aber nicht. Ganz hilflos starrte sie in die Leere.

Und plötzlich versagten ihre Knie den Dienst. Sie sank um. Es ward ihr schwarz vor den Augen.

— — — — — — — — — — — —

Als sie wieder zu sich kam, fror sie's so stark, daß die Zähne aufeinander schlugen. Sie hörte es. Mühsam schleppte sie sich in ihr Schlafzimmer hinüber und sank auf ihr Bett.

Hier lag sie stundenlang wach. Dann erhob sie

sich. Der Morgen graute. Sie fror. Aus dem Garderobenschrank holte sie ihren Pelzmantel. Als sie hineinschlüpfen wollte, fiel ihr Blick auf die Stelle, wo die Silberschleife fehlte, die Golter gestern früh in seinem Atelier gefunden hatte.

Entsetzt schleuderte sie den Mantel von sich.

Wie sollte sie Odd wieder in die Augen sehen? Und wie durfte e r es wagen?

„Ich — werde — wahnsinnig —!“ stammelte sie.

Lange saß sie dann noch. Wieder sank sie erschöpft zurück. Abermals raffte sie sich auf. Sie wollte zu ihrem Mann, auf den Knieen ihn anflehen ...

Indem sie die Tür öffnete, vergingen ihr die Sinne. Sie fiel um. Sie hörte noch selbst das Aufschlagen ihrer Stirn. Und abermals ward es finster um sie.

... Die Zofe bekam kein Klingelzeichen. Es war schon neun Uhr. Nun wagte sie sich ins Schlafzimmer, wie immer, mit dem Tee und der Frühpost.

Ihre Herrin lag auf dem Boden. Beim erschrockenen Anrufen und Aufheben schlug sie die Augen auf.

„Wo bin ich?“

„Soll ich den Herrn rufen —?“ Das Mädchen stürmte in den Korridor, kehrte aber sogleich wieder um; der Herr Graf hatte ja vor einer Viertelstunde das Haus verlassen. „Ich will telephonieren — den Arzt holen!“ rief sie ins Zimmer hinein.

Marianne hatte sich mühsam erhoben. Auf der silbernen Schale lagen ein paar Briefe. Sie öffnete sie mechanisch. Sie wußte: einer davon kam von Odd.

Der Schmerz in der Stirn war so groß, daß ihr immer wieder die Gedanken vergingen.

Die Zeilen schoben sich ineinander.

Nun hatte sie Odds Schreiben. Sie preßte das Blatt auf die Lehne des kleinen Sofas, fuhr darüber hin, um es zu glätten. Aber es war gar nicht zerknittert. Nur ihren Augen schien es so. Und langsam suchte ihr Blick den Zeilen zu folgen. „Verehrte Freundin — verzeihen Sie — — nicht mehr aufsuche — ...

Ich fahre nach meiner Heimat ... Mit — Abschiedsgrüßen — — Gunnar Odd."

Noch immer fuhr sie glättend mit der Hand über das Papier. Ihre Augen standen voll Wasser. Langsam tropfte es daraus nieder. Flüsternd las sie den Brief ein zweites Mal. Sie las ihn sich vor wie ein Kind. Mittendrin hielt sie inne. Und ein wimmerndes Schluchzen drang aus ihrer Brust.

Als Anna wiederkehrte und berichtete, daß dem Arzt telephoniert sei, winkte sie und lächelte ihr dankend zu. „Gehen Sie, Anna. Gehen Sie. Ich muß jetzt ganz allein sein."

Noch eine Weile hielt die Zofe ängstlich in der Tür. Dann kehrte sie in die Küche zurück, um den andern Leuten zu berichten.

Aber Marianne erhob sich. Sie wunderte sich selbst, wie fest sie jetzt stand. Und wie ruhig und sicher sie gehen konnte.

Geraden Wegs durch die vier Zimmer ging sie bis in die Schlafstube ihres Mannes.

... Im Apothekenschränkchen das untere Fach ...

Sie preßte die eiskalte kleine Waffe unterm Kimono an sich. Vorsichtig schlich sie zurück.

In ihrem Zimmer suchte sie nach einem Briefbogen. Sie fand nur die beiden Ansichtspostkarten der Liechtenstein-Galerie, die noch vom gestrigen Nachmittag her auf dem Toilettentisch lagen, mit den Gemälden von Caravaggio und Guido Reni. Auf die Karte mit dem Bild der Büßenden Magdalena schrieb sie einen Abschiedsgruß an Steffi, an die Mutter, an Onkel Bernhard, und erbat ihre Verzeihung.

Dann setzte sie sich in die Sofaecke, entsicherte die Waffe, richtete den Lauf gegen die Brust, preßte die Linke vor die Augen und drückte ab.

Wenige Minuten später war der Arzt da.

„Schön ins Herz getroffen!" sagte er.

Ende

Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Woude**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling und Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Ouida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marška. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **Mélégari**, Gefeit. — 5. 6. **Schubin**, Maximum. — 7. **Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **de Vere-Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Glahn**, Heiratstifter. — 13. 14. **Croker**, Angelika. — 15. **Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **H. v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. — 21. 22. **Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Voß**, Die neue Circe. — 24. **Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.



…ng. Band 1. 2. **Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **Mc** … **Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Mareschal** … Unter der Knute. — 9. 10. **Croker**, Die Katzen… …s Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Hume**, … …ure, Ein Aprilscherz. — 15. **Fahrow**, Schwarz… …Westens. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, „Kreuz wende … Schnupftabaksdose. — 20. **Diers**, Im Herrenhaus … …, Der rosa Brief. — 23. **Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Rameau**, Die Nudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Die arme Prinzessin. — 3. **Diers**, Wer bist du? — 4. **Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Voß**, Samum. — 7. **Ernst**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Chantepleure**, Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Fowler**, Ein gewagtes Spiel. — 11. **Sick**, Der heilige Ehestand. — 12. **Hornung**, Kein Held. — 13. 14. **Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15. **Höcker**, Don Juans Frau. — 16. **Sims**, Die junge Frau Kaudel. — 17. 18. **Busse**, Die Referendarin. — 19. **Harte**, Auf der alten Fährte. — 20. **Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Adams**, Bekenntnisse einer Frau. — 23. **Lehne**, „Einsamkeit 19“. — 24. **Harland**, Eine erlauchte Frau. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Skowronnek**, Die beiden Wildtauben. — 3. **Michelson**, Im Wagen des Bischofs. — 4. **Seeliger**, Auf Tod und Leben. — 5. 6. **Pierantoni**, Die Stärkere. — 7. **Croker**, Das glückliche Tal. — 8. **Blicher-Clausen**, Sonja. — 9. 10. **Hornung**, Der Schatten des Stricks. — 11. **Chantepleure**, Huguettes Abenteuer. Claude Chamboches Sekretär. — 12. **Mc Carthy**, Wenn ich der König wär'! — 13. 14. **Boy-Ed**, Die holde Törin. — 15. **Ahlberg**, Ein modernes Mädchen. — 16. **Bennett**, Ein großer Mann. — 17. 18. **Ohnet**, Die Siegerin. — 19. **Villinger**, Das Erbschweinchen und andere Geschichten. — 20. **Harland**, Mein Freund Prospero. — 21. 22. **Busse**, Das Gymnasium zu Lengowo. — 23. **Glyn**, Evangelines Schicksale. — 24. **Rosner**, Der Puppenspieler. — 25. 26. **Croker**, Ihre Familie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Die Schuldige. — 3. **Hirschberg-Jura**, Die Villa des Gerechten. — 4. **Hornung**, Ein ritterlicher Buschklepper. — 5. 6. **Höcker**, Paradiesvogel. — 7. **Ehrencron-Müller**, Der gesegnete Tag. — 8. **Heine**, Der Wegweiser. — 9. 10. **Douglas Wiggin**, Rebekka vom Sonnenbachhof. — 11. **Wasner**, Der rote Faden. — 12. **Croker**, Ein verlorener Posten und andere Geschichten. — 13. 14. **Lesueur**, Die Macht der Vergangenheit. — 15. **Stegemann**, Die Befreiten. — 16. **Osbourne**, Liliput, der Schicksalsmotor. — 17. 18. **Skowronnek**, Der rote Kersten. — 19. **Harte**, Das anvertraute Gut und andere Geschichten. — 20. **Villinger**, Die Dachprinzeß. — 21. 22. **Croker**, Mary am Gittertor. — 23. **Bourget**, Schwestern. — 24. **Conrad**, Im Taifun. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Ein Echo. — 3. **Hornung**, Ein Dieb in der Nacht. — 4. **Oertzen**, Lebensfrühe. Verloren' Land. — 5. 6. **Croker**, Das spanische Halsband. — 7. **Wasner**, Dornröschen. — 8. **Grath**, Der Mann auf dem Bock. — 9. 10. **Schubin**, Erlachhof. — 11. **Jérome Tharaud**, Aus Sturm und Not. — 12. **de Vere Stacpoole**, Fanny Lambert. — 13. 14. **Bourget**, Der Emigrant. — 15. **v. Wolzogen**, Der Bibelhase. — 16. **Knickerbocker Vielé**, Die Herberge zum Silbernen Mond. — 17. 18. **Busse**, Die Hoermanns. — 19. **Orczy**, Die Leuchter des Kaisers. — 20. **Bourget**, Herz und Handwerk. — 21. 22. **Locke**, Carlotta. — 23. **Höcker**, Prinzgemahl. — 24. **Glyn**, Jenseits der Wirbel. — 25. 26. **Wasner**, Vater.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der rote Kurs. — 3. **Diers**, Der alte Timm und seine Nachbarn. — 4. **Bennett**, Hugo. — 5. 6. **Skowronnek**, Armer Henner. — 7. **Zemlak**, Der unreine Geist. — 8. **Raff**, Naturgewalten. — 9. 10. **Croker**, Die jüngste Miß Mowbray. — 11. **Sturmfels**, Liebe Mädchen. — 12. **Bronson-Howard**, Meeresgold. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Eva, wo bist du? — 15. **Wiggin** u. a., Was sich in dem Gasthaus begab. — 16. **Höcker**, Das goldene Schiff. — 17. 18. **Mrs. Humphry Ward**, Daphne. — 19. **Rosenkrantz**, Gräfin Polly. — 20. **Voß**, Romeo und Julia im Albanergebirge. — 21. 22. **Lesueur**, Eine Energiekur. — 23. **v. Klinckowstroem**, Das Hohelied des Lebens. — 24. **Cook**, Montana. — 25. 26. **Busse**, Lena Küppers.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Eine Geschichte voll Gemüt und inniger Empfindung, bei der einem warm ums Herz wird. Der alte Onkel William ist eine Seele von einem Menschen, der wie seinerzeit „Der kleine Lord" jung und alt für sich einnehmen wird.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Die fesselnde Schilderung verschiedener Wege, auf denen moderne Frauen Glück suchen, finden oder verlieren. Generationen, Weltanschauungen treten einander gegenüber, ringen verzweifelt miteinander, bis nach Erschütterungen und Entsagungen aller Art Stärke und geduldige Liebe zugleich den Sieg davontragen. Den Hintergrund des reichbewegten Romans bilden farbige Bilder aus dem Münchner Atelier- und Gesellschaftsleben, das die Verfasserin aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt.

Der meergrüne Wandschirm. Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Das packend erzählte Abenteuer eines jungen amerikanischen Millionärs, der seinem Hang zum Außergewöhnlichen und Exzentrischen folgt. Die reichbewegte Handlung vor einem modernen Hintergrund hält den Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung und macht die Lektüre zu einer außerordentlich unterhaltenden.

Vor den großen Mauern. Von Katharina Zitelmann.

Die hochinteressante Schilderung der unüberbrückbaren Kluft zwischen gelber und weißer Rasse und die packende Darstellung von Episoden aus den Boxeraufständen geben dem Buche einen hohen Wert. Der Leser wird durch die vortreffliche Zeichnung des seit kurzer Zeit wieder unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Milieus, das die Verfasserin auf mehrfachen Reisen nach China studiert hat, ebenso in Atem gehalten wie durch die dramatische Zuspitzung der Ereignisse bis zum Eintritt der Katastrophe.

Entgleist. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ganze geheimnisvolle Zauber des Landes der Wunder liegt über diesem spannenden Roman ausgegossen, in dem die gefeierte Erzählerin uns die wechselvollen Schicksale eines entgleisten jungen Mannes miterleben läßt, der sein Brot als Angestellter einer indischen Eisenbahngesellschaft verdienen muß.

Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Der köstliche Humor und Witz, mit dem hier die welterschütternden Leiden und Freuden eines Backfischleins ausgeplaudert werden, dürften dem liebenswürdigen Büchlein aller Herzen gewinnen.

Paul Becks Gefangennahme. Von M. Mc Donnell Bodkin. Aus dem Englischen.

Der Detektiv Paul Beck ist zu einem Typus geworden, der Sherlock Holmes in nichts nachsteht. Auch in dieser glänzend geschriebenen Er[zählung], wo der Held nach hitzigem berufli[chen] Wettstreit von der den Lesern der Romanbibl[io]thek längst bekannten Geheimpolizistin Dora M[...] schließlich „eingefangen" wird, läßt der bekan[nte] Verfasser alle Register seiner Erfindungsgabe spie[len] und weiß den Leser aufs trefflichste zu unterhal[ten].

Schweigen im Walde. Von Richa[rd] Skowronnek. 2 Bände.

Aus einem Erbfolgestreit zweier Linien eines ostpreußischen Geschlechts entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser eine Reihe reizvoller Bilder, in deren Mittelpunkt eine prächtige Liebesgeschichte steht. Das Ganze ist durchtränkt von einem wahrhaft goldenen Humor.

Das Gespenst. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Der bekannte Schriftsteller erzählt hier eine richtige Geistergeschichte, die eine Fülle amüsanter Erlebnisse und aufregender Abenteuer enthält. Der Roman ist ein dramatisches Phantasiegemälde; er will nichts weiter als unterhalten — und das tut er in höchstem Grade.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von Hanns von Zobeltitz.

Eine übermütige Berliner Zigeuner-, eine Bohemegeschichte, die viel Selbstgesehenes und Selbsterlebtes enthält. Aber Hanns von Zobeltitz schildert in ihr nicht die Berliner Boheme von heute, nicht die hohlwangigen Ästheten des Café Größenwahn. Seine lustigen Gestalten sind vollsaftiger und warmherziger, sie kommen aus einer gesünderen Zeit, aus dem glorreichen Jahre 1870, dessen Ereignisse wirkungsvoll in den Gang der Erzählung verflochten sind.

Die Primadonna. Von F. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernsternes gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebenden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Einzelerscheinungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.

Übertrumpft. Von Samuel M. Gardenhire. Aus dem Englischen.

Geistvolle Detektivgeschichten, die sich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich spannende Durchführung auszeichnen. Eine amüsantere und anregendere Lektüre läßt sich kaum denken.

Lebende Bilder. Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hoffestlichkeiten spielt sich das tragische Schicksal einer jungen Aristokratin in packenden [...] Lebenden Bil[dern ...] dramatische [...] [Hö]ckers verrät.